

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Karl Strackerjan**

**Wirminghaus, Else  
Strackerjan, Karl**

**Oldenburg i. Gr., 1905**

I. Aus dem Leben Karl Strackerjans.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4514**

I.

Aus dem Leben Karl Strackerjans.





Das dem Leben nach Strachwitz.





## 1. Die Vorfahren.



Die Vorfahren Karl Strackerjans lassen sich bis gegen das Jahr 1600 zurückverfolgen, wo es einen Zimmermann Hermann Strackerjan in der Grafschaft Ravensberg in Westfalen gab. Seine Söhne Hermann und Martin wurden die Begründer zweier Linien, der sogenannten Huder Linie und derjenigen, welcher Karl Strackerjan entstammt.

Der Stammvater der zweiten Linie, Martin, gelangte trotz der sehr ärmlichen Verhältnisse des Elternhauses zum Studium der Theologie und Philosophie und gewann auf dem Gebiet des Schulwesens einige Bedeutung. Verschiedentlich trat er hierin als Reformator auf, so im Jahre 1634 in Osnabrück gelegentlich der Umwandlung der dortigen katholischen Schule in eine protestantische. Von Osnabrück aus suchte der Magistrat von Stade Martin Strackerjan für eine dortige Schule zu gewinnen; mehrfache Bemühungen von dieser Seite blieben zunächst erfolglos: der Magistrat von Osnabrück weigerte sich, Strackerjan zu entlassen. Endlich geschah dies aber auf Strackerjans eigenes Drängen, nachdem der Erzbischof Friedrich von Bremen, späterer König von Dänemark, ein Vorschreiben geschickt hatte, worin es heißt: „sie (die Stadt Osnabrück) habe nunmehr ihres Rektoris wohl genossen, indem derselbe nächst Gottes Segen ihre Schule in guten Stand und Flor wieder gebracht hätte, zu deren Erhaltung sie leichtlich gute Subjekte finden könnten, die zu Stade aber eines solchen Rektoris höher benötigt wären, auf daß auch dero in Abgang gekommene und fast verfallene und verwüstete Schule mochte wieder repariret und aufgerichtet werden.“ Auch in Stade wurden Stracker-



jans Verdienste anerkannt; er verließ jedoch später die Stadt, weil seine Gesundheit den beiden dortigen Ämtern nicht gewachsen war. (Er hatte neben dem Rektorat das Amt eines Diakonus an der Nikolaiirche bekleidet.) Im Jahre 1652 ernannte Graf Anton Günther Strackerjan zum Superintendenten in Oldenburg, und damit wurde die Familie Strackerjan in Oldenburg ansässig, wo sie bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts heimisch blieb. Martin Strackerjan hat sich auch schriftstellerisch betätigt, was u. a. bei Winkelmann, Oldenb. Chronik S. 420 und von Halem, Geschichte Oldenburgs, Teil 2 S. 481, berichtet wird. Die Nachkommen Martins wandten sich ausschließlich dem theologischen und juristischen Studium zu und behielten fast alle ihren Wohnsitz im oldenburger Lande.

In siebenter Generation wurde Karl Strackerjan als ein Nachkomme Martins geboren, als Sohn des Amtmanns (juristischen Verwaltungsbeamten) Christian Friedrich Strackerjan zu Tever. Karls Mutter war eine Tochter des reichsgräflich Bentinckschen Amtmanns und Hofrats Brünings zu Barel. Durch eine nicht ungetrübte Jugend war der Vater vorzeitig gereift und er behielt sein ganzes Leben hindurch ein ernstes und verschlossenes Wesen, nur bei näherer Bekanntschaft zeigte er Herzenswärme und freundliches Wohlwollen. Das Leben hatte ihm manches Schwere gebracht, vielfach mußte er mit Nahrungsjorgen kämpfen und in seinem Berufe auch sonstige Schwierigkeiten überwinden, die zum Teil in den damaligen, durch die Franzosenherrschaft hervorgerufenen unsicheren Zeiten begründet waren. Im Jahre 1811 verlor er infolge der Wirren seine Stellung als reichsgräflich Bentinckscher Amtmann und wurde 1813 Privatsekretär des Grafen Bentinck zu Barel. Als solcher nahm Christian Friedrich Str. an der Volksbewegung gegen die Franzosen teil. Als dort Gerüchte von dem Anrücken der Russen entstanden, zogen die in Barel stehenden Franzosen ab und der Graf setzte hierauf einen Gemeinderat ein, dessen Präsident der bisherige maire adjoint Martin Uffo Strackerjan wurde, ein Bruder Christian Friedrichs. Zugleich erließ der Graf einen Aufruf, den sein Sekretär verfaßt hatte und der von Martin Uffo Str. vom Pferde herab auf den Straßen verlesen und sonst verbreitet



wurde. Der Graf übernahm hiermit wieder in vollem Umfange die Regierung von Barel; doch währte dieser Zustand nicht lange. Am 4. April rückte eine französische Kompanie dort ein, ein Teil der sogenannten colonne mobile, welche zur grausamen Unterdrückung der Unabhängigkeitsbewegung entsandt wurde. Diese hatte es in Barel besonders auf den neugebildeten Munizipalrat und auf die Brüder Strackerjan abgesehen; am 10. April früh wurde Christian Friedrich Str. aus dem Bette geholt und auch sein Bruder Martin und der Munizipalrat Menke aus ihren Wohnungen. Sie wurden arretiert und unter starker Gendarmeriebedeckung nach Bremen transportiert. Das Ereignis der Gefangennahme wurde für Christian Friedrich Str.'s Leben von einschneidender Bedeutung und warf seine Schatten bis in späte Lebensjahre hinein.

Nur mit der größten Sorge konnten die Gefangenen der Zukunft entgegensehen, denn der Präsident und der Vizepräsident der Administrativ-Kommission zu Oldenburg, v. Finckh und v. Berger, die aus ähnlichen Beweggründen gefangen genommen, waren in Bremen von einem Kriegsgericht wegen Komplotts gegen die innere Sicherheit des Staates zum Tode verurteilt und erschossen worden. In Bremen wurden die Gefangenen zunächst vom General Vandamme persönlich scharf angedet, der ihnen drohte, sie füsilieren lassen zu wollen. Nach weiteren Verhören wurden sie aber gegen den Willen Vandammes, wahrscheinlich auf Fürsprache des russischen Generals Tettenborn, nur zu sechsmonatigem Gefängnis verurteilt.

Die Frauen der Gefangenen waren unterdessen in schwerer Sorge zurückgeblieben; um womöglich das Los ihrer Angehörigen zu mildern, begaben sie sich auf die Reise nach Bremen, Frau Sophie, Christian Friedrich Str.'s Gattin, mit ihrem erst zweijährigen Sohne Wilhelm und in Begleitung der Frau des Schiffszreeders v. Buttell von Dreijelen. Durch das Bekanntwerden des Urteils wurden die Frauen zwar von der äußersten Sorge befreit, sie entschlossen sich aber dennoch zu einem Versuche, persönlich den General Vandamme um Milderung der Haft anzusuchen und um die Erlaubnis, daß die Gefangenen diese in Bremen verbüßen dürften. Ihre Bitte wurde abgelehnt, es wurde ihnen nur gestattet, ihre Angehörigen zu besuchen.



Am 16. April fuhren die Gefangenen unter Begleitung von zwölf Gendarmen nach Wesel ab. Anfangs wurden sie während ihrer dortigen Haft verhältnismäßig gut gehalten und die Zeit verging ihnen rasch, denn durch den fortwährenden Zuzug von Gefangenen aus allen Gegenden und allen Ständen angehörig, die mit den Brüdern das Zimmer teilten, blieben sie in steter Verbindung mit der Außenwelt. Die Hoffnung, nach einem halben Jahre entlassen zu werden, erfüllte sich aber nicht; die Brüder wurden immer weiter hingehalten und es trat sogar eine Verschärfung ihrer Haft ein, wahrscheinlich unter dem Eindruck der Schlacht bei Leipzig. Am 16. Dezember 1813 wurden die Brüder Strackerjan nach der jetzt belgischen Festung Maastricht transportiert. Dort erlag Martin Uffo Str. einem Scharlachfieber, nachdem er schon in der Gefangenschaft den Typhus durchgemacht hatte.

Als Christian Friedrich endlich nach mehr als einjähriger Haft am 2. Mai 1814 nach Barel zurückkehrte, fand er seine Familie in recht bedrängten Verhältnissen. Die Gehaltszahlungen hatten aufgehört und sonstige Einnahmen flossen in der überhaupt so geldarmen Zeit spärlich. Seine Stellung in Barel, wo er im Jahre 1814 die Verwaltung des Amtes, nunmehr im Dienste des Herzogs von Oldenburg, übernahm, wurde bald recht schwierig; auch legte man Christian Friedrich Str., dem Verfasser der Proklamation des Grafen Bentinck, die üblen Folgen zur Last, welche jener Zeit durch die Franzosen erwachsen waren, sodaß er in Barel manche Gegner hatte.

Im Jahre 1818 ging Christian Friedrich Str. als Amtmann nach Tever, wo ihm ein Jahr später als neuntes Kind sein Sohn Karl geboren wurde. Die zahlreiche Familie führte trotz der manchmal drückenden, für heutige Begriffe ärmlichen Verhältnisse ein überaus glückliches Leben. Die Kinder genossen eine freie Jugend, und als sie reifer wurden, kam ihnen des Vaters Reichthum an Wissen und Charakterbildung täglich zu gute. Schon frühe suchte dieser seine Kinder zur Selbständigkeit zu erziehen, und überließ gern die Entscheidung in einer Sache ihrem eigenen Entschluß, nachdem er sie auf die Licht- und Schattenseiten aufmerksam gemacht hatte. Die gütige Mutter besaß eine große Elastizität des



Gemütes, die bei der großen Kinderschar selbst in den schwersten und traurigsten Lagen nicht versagte.

Wenn Christian Friedrich Str. nicht zu einer Stellung gelangte, die seinen Fähigkeiten ganz entsprochen hätte, so mag das zum Teil in seiner zurückhaltenden und verschlossenen Art begründet gewesen sein. Sein durch mannigfache Interessen ausgefülltes Dasein bot ihm aber reiche Befriedigung. Der Neigung zu schriftstellerischer Tätigkeit konnte Christian Friedrich Str. erst mehr nachgehen, als er im Jahre 1834 an die Bibliothek zu Oldenburg berufen wurde, in welcher Stellung er zeitweise auch das Amt des Censors versah. Er redigierte verschiedene Zeitschriften, Oldenburgische Blätter, Oldenburgische Zeitung, „Mitteilungen aus Oldenburg über das Theater und andre Gegenstände der Unterhaltung“ u. s. w. Seine Interessen waren in erster Linie oldenburgischer Geschichte und oldenburgischen Angelegenheiten zugewendet; diese der Pflege des heimischen Volksgeistes dienende Richtung, sowie der Trieb zum wissenschaftlichen Sammeln ist auf mehrere seiner Kinder übergegangen, neben Karl ganz besonders auf seinen Sohn Ludwig, der mit seinem zweibändigen Werke „Sagen und Aberglauben aus dem Herzogtum Oldenburg“ einen wertvollen Beitrag zur Volkskunde geliefert hat.

---

## 2. Kindheit und Schulzeit.

Karl Strackerjans älteste Erinnerung von einiger Klarheit geht auf den 3. Februar 1825 zurück. Sie steht in engster Beziehung zu den elementaren Ereignissen, die dem Küstenbewohner so oft nahe treten. Es war die große Wasserflut jenes Jahres, jene letzte große Flut, welche die flachen Nordseeküsten und vor allem Severland so schwer heimsuchte. Im oldenburger Lande allein kamen 89 Menschen um und 39 Gebäude wurden zerstört, 326 beschädigt. Dies Ereignis prägte sich mit seinen Begleiterscheinungen dem jungen Knaben auf das deutlichste ein. Er wird nachts durch Lärm an der Haustür wach; der Vater, dem als



Verwaltungsbeamten die Aufsicht über die Deiche unterstand, wurde geweckt, weil diese unter dem furchtbaren Anprall der Wogen durchbrochen waren.

Das Jahr 1826 wurde für Jever verhängnisvoll durch die ungewöhnliche Stärke und Dauer der Sommerhitze. Das sonst so wasserreiche Land litt unter einer derartigen Trockenheit, daß die Bauern nach Jever hereinkamen, um aus den Grachten (Gräben) Wasser für das Vieh zu holen. Die Malaria-Krankheiten (Sumpfo- oder Wechselfieber, kaltes Fieber) erloschen in früheren Jahren, wo die Entwässerung noch unvollkommen war, in den Marschen fast niemals, aber im Jahre 1826 griffen sie in gradezu furchtbarem Maße um sich. Die Sterblichkeit soll weit über die Batavias hinausgegangen sein.

Die Erinnerung an die vielen Leichen blieb für Strackerjan zeitlebens lebendig. Im elterlichen Hause selber lag fast alles krank, auch die Mutter, die Seele des Hauses, wodurch die Familie in eine schlimme Lage geriet; es war wie ein Wunder, daß alle diese Zeit überstanden. Eines Austritts erinnerte sich Strackerjan noch ganz besonders deutlich. In der Nacht bekam er heftiges Nasenbluten; Tedke, eine Frau, die am Tage Brot austrug, wachte bei den Kindern. Sie wandte gegen das Bluten zunächst Mittel an, wie sie damals für zweckmäßig galten. Als diese nichts verschlugen, nahm sie aus dem Bett zwei Strohhalme — denn Springfedern, selbst Strohfäcke gab es damals für die Kinder noch nicht — und legte die beiden Halme kreuzweis über das Blut, das auf die Erde getropft war. Die Wirkung des Mittels war so augenscheinlich, daß Tedke einerseits triumphierte, andererseits klagte, daß sie es nicht eher angewandt habe. Der kleine Karl war allerdings schon damals zweifelnd, denn für Aberglauben war im elterlichen Hause durchaus keine Stätte; auch die Mutter stand in dieser Beziehung weit über so vielen Frauen ihrer Zeit (vielleicht sogar der Gegenwart!), ohne daß ihr weiches Gemüt darunter Schaden gelitten, was manche als notwendige Folge einer solchen Freiheit des Geistes betrachten. Zwar ließ Karl sich gern von Dienstboten oder Spielfameraden von Spuk und Aberglauben erzählen, aber in seinem Glauben blieb nichts davon haften, so sicher war der Einfluß, den



die Eltern schon damals in dieser Beziehung ausübten. Strackerjans eigener Einfluß hierin wurde später so weitgehend, daß in seiner Nähe Aberglaube und abergläubische Furcht sich nicht hervorwagten.

Auf das Gemüt des Knaben muß eine Erzählung, die er von einem Knechte seines Vaters in früher Kindheit gehört hatte, tiefen Eindruck gemacht haben. Ein Fischer sieht ein Meerweibchen und ist so hingerissen von ihrer Schönheit, daß er nicht widerstehen kann, es gewaltsam zu ergreifen und damit ans Land zu gehen, über den Deich hinweg und immer tiefer ins Land hinein. Da habe er ein starkes Rauschen dicht hinter sich vernommen, aber um so heftiger sei er vorwärts gedrungen, um seine kostbare Beute nicht fahren lassen zu müssen. So sei der Deichbruch am 3. Februar 1825 entstanden, da das Meer seine schöne Bewohnerin nicht habe fahren lassen wollen. Diese Sage, welche den Kampf der Küstenbewohner mit dem Meere sinnbildlich auszudrücken scheint, muß jedoch älteren Ursprung haben, denn der Volksgeist der Zeit um 1825 konnte kaum noch so dichterisch schaffen. Immerhin mußte Strackerjan, da er sich später verschiedentlich mit der Geschichte der Deichbrüche befaßt hat,<sup>1)</sup> noch öfter an diese Sage erinnert werden, zumal die Neigung für alles Volkstümliche, für alles unmittelbar aus dem Volke heraus Gewachsene ihm gewissermaßen im Blute lag.

Wenn man die Erziehung der heutigen Jugend mit der von 1830 etwa vergleicht, wird man überall finden, daß die frühere Jugend trotz der weitgehenderen persönlichen Befugnisse des Lehrers viel größere Freiheiten genoß, von der heutigen gewiß oft nützlichen und notwendigen Reglementierung in manchen äußeren Dingen hatte man damals keine Ahnung. Ganz besonders fehlte bekanntlich das Verständnis für manche uns selbstverständliche gesundheitliche Forderungen im Gebiet der Schule. Und dennoch kommt schon der damaligen Volksschule das Verdienst zu, in den grundlegenden Forderungen dieser Art zuerst auf die Masse des Volkes erzieherisch eingewirkt zu haben.

---

<sup>1)</sup> „Auf dem Banter Kirchhofe“, *Gesellschafter* 1864; „Poesie und Prosa in der Geschichte der Deichbrüche“, *Old. Zeitung*, 20. Aug. 1885; „Die Verwüstungen durch die Antoni- oder Eisflut von 1511“, *Old. Zeitung*, 14. Mai 1888.



Strackerjan erhielt seinen ersten Unterricht in der Mädchenschule zu Sever. Hier war unter den Schulkindern eine bestimmte Art von Unreinlichkeit damals sehr groß, und es war etwas ganz gewöhnliches, daß ein Kind dem Lehrer in der Klasse meldete, der Nachbar oder die Nachbarin auf der Schulbank seien „unrein“. Dies bedeutete, daß lebende Bewohner auf dem Kopfe sichtbar waren, und diese Ansage wurde auch von denjenigen Lehrern geduldet, welche sonst das „Kliffen“ (Klatschen) streng verpönten. Übler Ausschlag, Grind und Schorf, die man heute bei älteren Kindern nur noch ausnahmsweise findet, und dann meistens bei ganz armen Familien, in denen keine Körperpflege geübt wird, waren früher ganz gewöhnlich, und man sah sie geradezu als notwendiges Zubehör der Gesundheit bei Kindern an.

In der Familie des Amtmanns Strackerjan ging das tägliche Leben in der einfachsten Weise seinen Gang; die Wohnung war sehr bescheiden ausgestattet, mit gefaltten Wänden, und an Einrichtung war nur das Notwendige vorhanden. Sophas waren sogar schon ein Luxus. Welche Aufregung wird es gegeben haben, als das erste „Fortepiano“ anlangte. Die heranwachsenden Kinder haben es fleißig zu ihren autodidaktischen Übungen benutzt, denn die Musik wurde im Strackerjanschen Hause aufs eifrigste betrieben. Die Mutter besaß in ihrer Jugend eine schöne Stimme und als ihr die immer sich vermehrende häusliche Arbeit keine Zeit mehr zum Singen ließ, erfreute sie sich doch noch an den Hauskonzerten ihrer Kinder und deren musikalischen Freunde.

Wenn wir überhaupt heute die im alten Zustande erhaltenen Wohnungen berühmter Leute aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts besichtigen, so staunen wir über die Einfachheit, die uns häufig dort entgegen tritt, und die früher wohl allgemein herrschend war. So zeigten auch verhältnismäßig reiche Leute in Sever zu jener Zeit eine für unsere Begriffe außerordentliche Einfachheit in der Lebensführung, was Wohnung und Kleidung anlangt. Mag nun der gesteigerte Luxus häufig große Genußsucht im Gefolge haben, andrerseits lenkt doch das Bestreben nach künstlerischer Veredlung unseres täglichen Lebens die Sinne von der rein materiellen Genußsucht ab, die wir dort, wo die Kunst noch keineswegs ins



Leben eingedrungen ist, oft ausschließlich herrschen sehen. Bei der sonst so ärmlichen Lebensführung war man auch in Zeven äußerst duldsam gegen Ausschreitungen aller Art. Es wird dies teilweise aus den allgemeinen Verhältnissen jener Zeit zu erklären sein, teilweise aber auch daraus, daß die Stadt Zeven noch an den Folgen der Schmuggelzeit zu leiden hatte, welche durch die von Napoleon verhängte Kontinental Sperre über die Küstengegenden hereingebrochen war. In einem Aufsatze: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ schilderte Strackerjan später den verderblichen Einfluß des Schmuggels auf den Charakter der Menschen.<sup>1)</sup> Man erzählte, daß auf dem Zeverschen Rathause ein abgeschlossenes Zimmer gewesen sei, in welches man nur gegen Zahlung von einem Louisdor — angeblich für das dort zu verabreichende freie Getränk — Zutritt erlangte und wo man um Hunderte und Tausende gespielt habe.

Die Freude an materiellen Genüssen herrschte nicht nur bei den Erwachsenen, sondern erstreckte sich sogar auf die Schüler, und es berührt heute sonderbar, was alles seitens der Knaben geschehen konnte, ohne von Eltern und Lehrern stark beachtet, geschweige denn bestraft zu werden. Karl Strackerjan kam im frühen Alter von 11<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Jahren in die Sekunda und es war nach den Gepflogenheiten seiner Mitschüler ganz selbstverständlich, daß er einen Eintrittskommers im nahe der Stadt gelegenen Wirtshaus „Buskohl“ mitmachen mußte, wo bei Beefsteak mit Apfelmus und soviel Rotwein, als man haben wollte, gefeiert wurde. Dabei diente eine Blumenvase als Pokal. Als grade der Organist vorüberging, ließ er sich von den unreifen Bengeln traktieren. Die Zusammensetzung der Sekunda war nach Alter und Gesittung der Schüler sehr verschiedenartig, kein Wunder, daß die kleineren Schüler, unter welchen Karl sich befand, von den älteren zuweilen mißbraucht wurden. So mußten er und ein anderer Schüler sich einmal bei einem Gelage jener Art wohl oder übel über einen kleinen Graben in der Nähe des Wirtshauses hin und her werfen lassen, dadurch wurden sie vollends so betrunken, daß sie die Nacht im „Buskohl“ bleiben mußten, wo sie sich am andern Morgen vereint im Alkoven

---

<sup>1)</sup> „Gesellschafter“ auf das Jahr 1842.



wiederfanden. Derartige Zusammenkünfte gab es häufig bei den Schülern und immer mußte getrunken, massenhaft getrunken werden. Vielleicht wurde in dem einen oder andern Hause von solchen Ausschreitungen Notiz genommen, aber bestraft wurden sie nicht; die Unsitte war eben allgemein Sitte.

Wenn Strackerjan später als gereifter Mann auf seine Jugendjahre zurückblickte, mußte er, was gegenüber den Lobrednern der früheren Zeit hervorgehoben sei, in dem Verhalten der Schüler gegen früher einen Fortschritt erkennen. Ausschreitungen kommen selbstverständlich immer vor, zumal auf großen Anstalten, wo so außerordentlich verschiedenartige Elemente zusammenkommen, und die neue Zeit hat leider auch krankhafte Erscheinungen mit sich gebracht, die man früher nicht kannte; aber der Grad der Roheit hat im Vergleich zu früher sicher abgenommen. Diese Erfahrung mag mit zu dem schönen Optimismus beigetragen haben, dem Strackerjan bis in sein Alter hinein treu blieb.

Als die Familie Strackerjan im Jahre 1834 nach Oldenburg übersiedelte, mußte der Abschied von Sever allen schwer werden; durch seine sechzehnjährige Tätigkeit als Amtmann war der Vater mit den dortigen Verhältnissen völlig verwachsen, und die Kinder hatten mit ihren Schulkameraden treue Freundschaft geschlossen, die mit einigen fürs Leben vorhalten sollte. Schon damals war der nachmalige angesehene Germanist August Lübben, dem Strackerjan am Ende seines Lebens die letzten Worte über das Grab hinaus mitgeben durfte,<sup>1)</sup> ihm eng verbunden, und Lübben entbehrte den treuen Freund sehr. Mit den jeverschen Freunden blieb Karl in eifrigem Briefwechsel; aber auch in der neuen Heimat fand er gute Freunde. Im Jahre 1834 wurde er konfirmiert. Während der letzten Schuljahre gab Karl sich mannigfachen Interessen hin, unter andern auch sprachlichen Studien, die mit dem Lehrplan in keiner Verbindung standen, z. B. dem Italienischen. Als Primaner betätigte er sich eifrig an der Schulbibliothek, die seine Klasse ins Leben gerufen hatte.

Große Befriedigung fand Strackerjan in der Beschäftigung mit der Musik, und schon damals gelangte er zu gutem musikalischen

---

<sup>1)</sup> Vergl. die Gedächtnisrede unter den nachfolgenden Aufsätzen.



Verständnis, ohne sich gerade theoretisch darin auszubilden. Als ausübender Spieler konnte er allerdings keine bedeutenden Fortschritte machen, da es ihm an der nötigen Anleitung fehlte; auch entsprach es mehr seiner Neigung, sich in der Musik allgemeines Verständnis anzueignen, als sich als Solist zu betätigen. So hatte er eine besondere Vorliebe für das Zusammenwirken der musikalischen Kräfte, sei es in Chor, Orchester, Zusammenspiel oder Gesang. Da er eine gute Tenorstimme besaß, war er als Sänger überall gesucht. Eifrigst beteiligte er sich am Oldenburger Singverein und war stolz darauf, daß die Primaner sich dort eine Stellung geschaffen hatten, die derjenigen der andern Mitglieder gleichkam.

Vielleicht hatte der enge Zusammenhang mit einigen älteren jeverischen Freunden, die in seine letzten Schuljahre hinein fortlaufende Berichte von ihrer Universität sandten, ihn über seine Jahre hinaus gereift und vorwärts streben lassen. Jedenfalls war Strackerjan der Schulzwang in der letzten Zeit sehr unangenehm und drückend, denn er hatte sich in seinen Vorbereitungen für die Unterrichtsstunden eine freiere Art und Weise angewöhnt, die mehr der Lernfreiheit auf der Universität als dem Schulzwang entsprach. Es kam hinzu, daß den Schülern die Lernfreudigkeit durch „die verzweifelte Disziplin“, die Adolf Stahr seit kurzem auf dem Oldenburger Gymnasium eingeführt hatte, anfangs stark beeinträchtigt wurde. Stahr war damals von Halle nach Oldenburg übergesiedelt, wo er trotz seines barschen Wesens bald eine ersprießliche Tätigkeit entfaltete. Infolge seiner eifrigen Mitwirkung stand er später im Mittelpunkt der literarisch-schöngeistigen Interessen Oldenburgs, und er beteiligte sich 1839 an der Gründung des literarischen Vereins, der noch heute besteht.

Als besondere Eigentümlichkeit war der Familie Strackerjan die Vorliebe für weite Fußwanderungen eigen. Bei Ludwig Str. war sie später in so hohem Maße ausgebildet, daß ihm zeitweise wohl kein Oldenburger in der Kenntnis der Wege und Stege seines Landes gleichkam. Eine Frucht dieser Neigung waren die 1875 erschienenen, 1880 bedeutend erweiterten „Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge“. Schon als Schüler unternahmen die Knaben große Märche, die weit ins Land hinein nach allen Richtungen ausge-



dehnt wurden. So fehlte es ihnen nicht an harmlosen Lebensgenüssen, als aber der Tag der Freiheit winkte, war dennoch wohl keiner froher als Strackerjan. Im Alter von 17 $\frac{1}{2}$  Jahren bestand er 1837 sein Abituriertexamen. Bei der Schlußfeier, welcher wie früher üblich auch der Großherzog bewohnte, hatte er die deutsche Rede zu halten. Der Gegenstand lautete: „Über den Einfluß des Studiums der Alten auf unsere Bildung.“ Wenn Strackerjan darin sagte: „wir müssen durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang nehmen zum Jahrmarkt des Lebens“ — so hat er als ein Vorkämpfer der Schulreformen, an der Spitze einer Schule, die den modernen Bedürfnissen entsprechend sich entwickelte, später, wie wir sehen werden, andere Ansichten verfolgt.

Nach dem Verlassen des Gymnasiums blieb Strackerjan noch ein halbes Jahr in Oldenburg, um sechs Wochen Militärzeit bei der Reserve abzudienen und danach bis zum Herbst einige Unterrichtsstunden zu nehmen und selber einige zu geben. Inzwischen suchten seine Freunde, die in Halle, Bonn und Jena studierten, die Vorzüge ihrer Universität möglichst lebhaft zu schildern, um Strackerjan zu sich zu ziehen. Am eifrigsten schrieb der Theologe C. Langreuter aus Halle, der spätere Direktor der Strafanstalt zu Bechta, mit dem Strackerjan bis an dessen Lebensende treue Freundschaft verband. Wenn Strackerjan sich entschloß, nach Jena zu gehen, so folgte er damit der Familienüberlieferung, nach welcher viele seiner Vorfahren dort studiert hatten, und durch seinen Vater und seinen älteren Bruder war ihm diese Universität schon vertraut geworden. Vielleicht zog ihn auch Jena als Hauptsitz der Burschenschaft an. Er entschloß sich zum Studium der Theologie und Philologie.

So zog er nun ins Leben hinaus, gesund an Leib und Seele und ausgerüstet mit Frische und Empfänglichkeit für alles, was ihm entgegentreten sollte. Er war groß und sehr kräftig gebaut, mit großen Zügen und hellen blauen Augen, aus welchen die Freude am Leben hervorleuchtete und deren Blick ihm jedermanns Vertrauen gewann.



### 3. Auf der Universität.

Es ist für die Eltern immer ein schwerer Augenblick, wenn sie ihr Kind, das bisher unter ihrem unmittelbaren Einfluß gestanden, in die Welt hinausziehen lassen müssen, in einem Alter, wo der Mensch allen Einflüssen im Guten wie im Bösen am meisten zugänglich ist. Was ihm im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren durch die umgebenden Einflüsse für das Leben mitgegeben wird, das erkennt er oft erst in späteren Jahren. Halb unbewußt wirkt manches auf ihn ein, was seinem Leben vielleicht die entscheidende Richtung geben soll. So wurde für Strackerjan die Studentenzeit, die Zugehörigkeit zur Burschenschaft vor allem der mächtigste Einfluß in seiner Entwicklung. Selbst am Ende seines Lebens, als er auf eine lange Vergangenheit zurückblicken konnte, fühlte er sich noch eins mit ihren Bestrebungen, und die Erinnerung an jene Zeit war noch mit jugendlicher Frische in ihm lebendig.

Fena ist bekanntlich die Wiege der Burschenschaft, deren Gründung in erster Linie aus dem Bestreben hervorgegangen war, der Zersplitterung des vaterländischen Gedankens durch die Landmannschaften und der Verrohung der studentischen Sitten entgegen zu wirken. Auch in den folgenden Jahrzehnten blieb das Verbindungsleben in Fena besonders stark entwickelt, war aber steten Veränderungen unterworfen, die abwechselnd zur Trennung und Vereinigung der beiden Hauptrichtungen unter den Burschenschaften, der Arminen und der Germanen, führte. Ende der 30er Jahre bildeten die Reste der Arminen die nach ihrem Versammlungsort benannte Burgkellergesellschaft, deren Hauptbestrebungen dahin gingen, ihre Mitglieder für das öffentliche Leben geistig und körperlich tüchtig zu machen. Die geistige Erziehung richtete sich in erster Linie auf die Erziehung zur Sittlichkeit und beförderte das Erwerben politischer Kenntnisse, die im Zusammenhang mit dem Brotstudium meistens nicht zu erlangen sind. Die körperliche Ausbildung sollte durch Fechten und Turnen gewonnen werden, worin man den Grundsätzen des alten Fahn Folge leistete. Im Gegensatz zu den Arminen, welche sich politisch für das Leben vorbereiten wollten, um etwaige Reformen erst später, auf gesetzmäßigem Wege



einzuführen, waren die Germanen damals viel revolutionärer und sprachen dem Studenten schon das Recht zu, an der Politik tätig mitzuwirken. Diese Grundsätze brachten die Burschenschaften überhaupt in einen schlechten Ruf, und wenn die Arminen auch bei den Professoren in Jena zeitweise wohl gelitten waren, so mögen doch die Verfolgungen, denen die Burschenschaften so häufig ausgesetzt waren, alle Verbindungen getroffen haben. Die damals neben den Burschenschaften bestehenden Landsmannschaften, wie Franken, Sachsen, Thüringer, hatten sich nicht gleich hohe Ziele gesteckt wie die ersteren; auch herrschte bei den Burschenschaften ein regeres wissenschaftliches Leben, sodaß die bedeutenderen Köpfe unter den Studenten sich im allgemeinen diesen zuwandten.

Am 14. Oktober 1837 begab Karl sich auf die Reise nach Jena und langte am folgenden Tage in Hannover an, wo er zum erstenmal eine Oper, die „Nachtwandlerin“ von Bellini, hörte. Die Musik entzückte ihn, doch die Sänger befriedigten ihn nicht. Gelegentlich späterer Konzert- und Opernaufführungen in Weimar und Berlin erwähnte Strackerjan gleichfalls, daß schlecht gesungen worden sei, wie überhaupt die Klage über den Verfall der Gesangskunst in unserer Zeit, der man heute so oft begegnet, vielleicht doch nicht ganz zu rechtfertigen sein dürfte. Vielmehr könnte man sie darauf zurückführen, daß unsere Ansprüche sich immer mehr gesteigert haben und daß hier, wie auf allen Gebieten, das Streben nach gründlicherer Durchbildung zu erkennen ist.

Nach dreitägiger Reise kam Strackerjan in Halle an, wo er sich einige Tage bei seinen Freunden aufhielt. Die Gegend erschien ihm aber dort viel öder als in den schöneren Teilen seiner Heimat, sodaß er gern nach Jena weiterzog. Hier trat er sogleich in einen Kreis von neun Oldenburgern ein. So sehr er sich freute, Heimatgenossen zu finden, so war es ihm doch lieb, daß der ausschließliche Verkehr mit Landsleuten in Jena nicht üblich war; Einseitigkeit, besonders in geselliger Beziehung, behagte ihm schon damals nicht, und auch später suchte er sie immer zu vermeiden. Es war nicht schwer, sich in der alten Universitätsstadt einzuleben, die noch heute in ihren älteren Teilen den früheren anheimelnden Charakter bewahrt hat, und wo man auf Schritt und Tritt an die alles be-



herrschende alma mater erinnert wird. Strackerjan wohnte bei einem Seiler in der Johannisstraße, der Hauptstraße von Jena.

Unter den Jenaer Professoren ragte schon damals der später so berühmt gewordene Kirchenhistoriker Karl Hase hervor, der durch seine freie Richtung auch auf Strackerjan den weitgehendsten Einfluß ausüben sollte. Verband er doch in seinen Vorlesungen echte Begeisterung mit kühnster Freimütigkeit, und war dabei als Mensch von herzgewinnender Freundlichkeit. Neben dem zweistündigen Kolleg von Hase hörte Strackerjan in den ersten Semestern bei Crusius Römerbriefe und bei Sticfel Genesis, beides gleichfalls in zwei Stunden, die viel Vorbereitung und Wiederholung erforderten. Nebenbei betrieb er für sich das Studium der Philologie. Im letzten Semester kam dann noch die Geschichte der Philosophie bei Reinhold hinzu, dem Sohne des früheren Jesuiten, späteren Kantianers Karl Leonhard Reinhold, sowie eine weitere Vorlesung über Philosophie.

Die Beziehungen zwischen Professoren und Studenten, die z. B. auf der Universität Halle sehr lebhaft waren, und dies heute noch sind, trugen in Jena nicht den gleichen herzlichen Charakter. Die Professoren pflegten ihre Studenten zu den bekannten Rosenbällen einzuladen, aber letztere waren von einem steifen Ton beherrscht, der eine engere Annäherung nicht begünstigte. Strackerjan wurde es als Neuling doppelt schwer, sich in dem fremden Kreise zurecht zu finden. Tänzerinnen waren schwer zu haben, denn die Damen waren so in der Minderzahl, daß die Studenten diese schon morgens auffordern mußten, um nicht ganz leer auszugehen. Wenn zu Tisch gegangen wurde, zog jeder Professor mit einem Schwanz von Studenten hinter sich einher, die er für jenen Abend eingeladen hatte. Im Gegensatz zu den sonstigen Rosenbällen war die Stimmung bei einer solchen Veranstaltung im November 1837 außerordentlich belebt. Kurz vorher war die Adresse der sieben Göttinger Professoren bekannt geworden, die bei Tisch zu den lebhaftesten Erörterungen Anlaß gab. Der gegen den König Ernst August von Hannover und gegen seine Aufhebung der Verfassung gerichtete Protest mußte naturgemäß an den Universitäten ungeheures Aufsehen erregen. Fast in gleichem Maße übrigens beschäftigte die Gemüter zu jener Zeit der Kölner Kirchenstreit, und Strackerjans

Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans:





Berichte über die herrschende Stimmung fanden bei seinem Vater lebhaften Widerhall.

Sehr bald schon hatte Strackerjan an der Jenaer Geselligkeit alle Lust verloren, sein Verkehr beschränkte sich immer mehr auf die studentischen Kreise, denn das ewige „Schniepeln,“ d. h. das Tragen des sogenannten „Schniepels,“ des Fracks, war ihm gründlich zuwider. Er schrieb seinem Vater, daß die Gesellschaften gar nichts Anziehendes bieten könnten; die Professoren kümmerten sich wenig um die Geselligkeit und überließen die Herrschaft ganz und gar den Damen. Weil diese nun überall in der Minderzahl und stets sehr gesucht seien, wären sie sehr verwöhnt und dadurch präventiös geworden. Zudem spielten die modesisüchtigen Streber unter den Studenten, die sogenannten Schniepeler, in der Jenaer Geselligkeit eine gewisse Rolle, was bei den Burschenschaftlern noch die Ungebundenheit und Zwanglosigkeit verstärken mochte, die sie auch äußerlich zur Schau trugen. Nicht selten konnte man sie in Schlafrock und Pantoffeln und mit der langen Pfeife bewaffnet auf dem Marktplatz einherwandeln sehen.

Eine rühmliche Ausnahme in der übrigen Jenaer Geselligkeit bildete das gastliche Haus Karl Hases, wo Strackerjan wiederholt zum Tee geladen wurde. Übrigens wurde den Gästen in dem zugleich feinen und reichen Hause mehr Substantielles geboten, als etwa auf den bekannten Berliner ästhetischen Tees zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Nachdem der Abend mit einer Polonaise eröffnet worden, gab man Tee und Gebäck, und nach einigen Tänzen gingen die Gäste in bunter Reihe zu Tisch, wo ihnen Butterbrot und mancherlei Delikatessen vorgesetzt wurden. In der großen Gesellschaft, welche „alle Honoratioren von Jena mit ihren Damen, viel gelehrte und vornehme Herren vereinigte,“ bewegte Strackerjan sich anfangs mit einiger Scheu, denn der Glanz und die Pracht des vornehmen Hauses bedrückten ihn. Der Gastgeber verstand es jedoch, seinen jungen Gästen auf freundliche Weise zuzureden, sodaß die Verlegenheit bald schwinden mußte. Es herrschte überhaupt ein Ton heiterer Lebensfreude, und die Gesellschaft verband Gemütlichkeit mit wahrer Vornehmheit, was man im allgemeinen so selten vereinigt findet.



Unter den Empfehlungen, die Strackerjan nach Sena mitgegeben, war auch eine solche an die Frau Majorin von Knebel, welche ihn zu „einem frugalen Butterbrot“ einlud. Als Witwe des durch seine Freundschaft mit Goethe bekannten Karl Ludwig von Knebel und eine geborene Rudorff, Kammerfängerin der Herzogin Amalie, lebte sie nur noch in der Vergangenheit und in der Blütezeit der Literatur, deren Haupthebel in ihren Augen ihr verstorbener Gatte gewesen war. Auch durch ihre Tracht wirkte sie wie ein verblichener Überrest aus jener Zeit, indem sie einen Turban nach Art der Madame Staël trug.

Schon kurz nach seiner Ankunft war Strackerjan in Sena Besucher des Burgkellers geworden, wo er gleichgesinnte Freunde und Genossen fand. Unter diesen sind besonders der Geschichtsschreiber Ludwig Häußer<sup>1)</sup>, der Dichter und Schriftsteller Friedrich Hofmann<sup>2)</sup> und der bekannte Nationalökonom Lorenz von Stein<sup>3)</sup> zu nennen. Alle drei waren in späteren Jahren berufen, teils durch ideale Bestrebungen den Sinn des Volkes auf ein allgemeines Ziel hinzuwenden, teils durch direkte Anteilnahme an der Politik die politischen Umwälzungen in Deutschland mit vorzubereiten. Der Senaer Freundeskreis zeichnete sich durch eine ungemeine geistige und körperliche Frische aus, eine Folge jener Bestrebungen, welche die Burgkellergesellschaft sich zu eigen gemacht. Sie wollte ihre Mitglieder durch gleiche Berücksichtigung der geistigen und körperlichen

<sup>1)</sup> Ludwig Häußer wirkte lange Jahre als Professor der Geschichte in Heidelberg und hat sich als solcher einen bedeutenden Namen gemacht. In der politischen Bewegung, die im Großherzogtum Baden bekanntlich besonders heftige Kämpfe mit sich brachte, hat er sich zeitweise aufs lebhafteste beteiligt; die völlige Einigung Deutschlands hat er nicht mehr erlebt, er starb 1867.

<sup>2)</sup> Friedrich Hofmann lebte als Schriftsteller und Mitarbeiter der Gartenlaube zuletzt in Leipzig. Er unternahm eine Sammlung von Beiträgen lebender deutscher Dichter zu einer Art Musenalmanach. H. hat sich auf dem Gebiet der öffentlichen Mildthätigkeit verdient gemacht: aus dem Erlös des Musenalmanachs veranstaltete er Bescherungen, die den Anstoß gaben zu den jetzt überall üblichen öffentlichen Weihnachtsbescherungen. H. starb im Jahre 1888.

<sup>3)</sup> Lorenz von Stein, berühmter Nationalökonom. Als Privatdozent in Kiel wurde er 1852 aus dem Staatsdienst entlassen, weil er mit 8 Professoren das Recht der Herzogtümer gegen die dänische Regierung verfocht. 1855 wurde er als Professor nach Wien berufen, wo er im Jahre 1890 starb.



Erziehung zu harmonischen Menschen heranbilden und so mußten die Ideen des alten Jahn bei ihnen den günstigsten Boden finden, während die ganze Bedeutung des „frisch, fromm, fröhlich, frei“ Ende der dreißiger Jahre noch keineswegs überall anerkannt war. Christian Friedrich Str. war der Meinung, das Reiten und Fechten habe denselben Wert wie das Turnen im Sinne Jahns, worauf der Sohn ihm erwiderte, daß nur das Turnen alle Muskeln des Körpers gleichmäßig ausbilde und deshalb unerseßlich sei. Nichts war Strackerjan und seinem Kreise ferner als Blasiertheit nach irgend einer Richtung hin; die jungen Leute ergriffen jede Gelegenheit, um ihren Witz und Humor zu üben. An seinem Geburtstage z. B. wurde Strackerjan schon vor Tag und Tage durch eine Naturmusik geweckt, und nachher überschütteten ihn die Freunde mit Kränzen, Kuchen, Spielzeug und Gedichten. Strackerjan gehörte damals einer Gesellschaft „Unsinnia“ an, die in Jena ziemlich bedeutenden Einfluß besaß und die, anscheinend einem Zuge der Zeit folgend, scherzhafte Disputationen veranstaltete und beißende Gedichte nach dem Vorbilde der Xenien verfaßte. Sie war wegen Veranstaltung eines Zuges, in dem man Anzügliches finden wollte, vom Universitätsamt beanstandet worden.

Wie die kleine Universität Gelegenheit zu den mannigfachsten gemeinsamen Unternehmungen bietet, weil sich alles untereinander kennt, so gestaltete sich auch Strackerjans Leben in Jena sehr abwechslungsreich. Da gab es Geburtstagsfeiern, Doktorschmause, Kommerse und Fackelzüge, die mit besonderer Feierlichkeit und Pomp ausgeführt wurden, und immer spielte das Kommerzbuch eine große Rolle. Unter den Studentenliedern, die damals im Schwange waren, befand sich auch ein von Karls Vater Christian Friedrich Str. im Jahre 1801 gedichtetes Lied „Der Bruderbund“, „Setzt Euch, Brüder, in die Runde“, das noch heute im Lahrer Kommerzbuch zu finden ist. Alle Eindrücke des studentischen Lebens wirkten mit großer Lebhaftigkeit auf Strackerjan und seine Zeitgenossen, und seine Zeremonien waren für sie nichts äußerliches, sondern der Ausdruck ihrer eigenen Empfindungen und Bestrebungen.

Auch das Weihnachtsfest gab Anlaß zum fröhlichen Feiern, schon um das drohende Heimweh zu bekämpfen. So wenig das



Fest bei dem bescheidenen Zuschnitt des Strackerjanschen Hauses in bezug auf die Geschenke bieten konnte — die Handarbeiten der Schwestern bildeten dort vielmehr fast die einzigen Gaben — so war es doch immer der Höhepunkt des Jahres gewesen. Kein Wunder, daß es Karl am Weihnachtstage recht wehmütig ums Herz wurde, als ihn in früher Morgenstunde der Choral vom Turm aufweckte. Am Weihnachtsabend hatten die Freunde musikalische Aufführungen veranstaltet; ein Ungar dirigierte ein Orchester, in dem Strackerjan die Trommel spielte, und schon bei den Proben hatte man sich in harmloser Fröhlichkeit aufs Höchste ergötzt. In diesem musikalischen Kreise lernte Strackerjan zahlreiche Volkslieder kennen, hier erfreute er sich an dem Feuer, mit dem die Ungarn ihre Weisen singen, an dem Gefühl, das der Rheinländer hineinzulegen pflegt, während der Norddeutsche so selten lebhaftere Empfindungen zeigt.

Mit Hilfe seiner Studiengenossen sammelte Strackerjan zu jener Zeit viele Volkslieder der verschiedensten Länder, die er seinen Geschwistern zukommen ließ. Seine älteren Brüder mit ihren zwar ungeschulten aber frischen Stimmen fanden in ihrem Kreise durch den Vortrag dieser Lieder, die zum Teil noch unbekannt waren, vielen Beifall. Neben dem Volkslied hatte man aber im Strackerjanschen Hause die ernste Richtung, Kirchenmusik und Oratorium, immer eifrigst gepflegt. Unter den Geschwistern zeigte besonders August, der spätere Oberstleutnant Strackerjan, tiefer gehendes musikalisches Interesse; als Freund des Schumannschen Kreises,<sup>1)</sup> dem bekanntlich auch Albert Dietrich, der spätere oldenburgische Kapellmeister, angehörte, war er mit tiefem Verständnis in die zarte und gemütvolle Musik Robert Schumanns eingedrungen. Als Sängerin betätigte sich später Karls Schwester Pauline<sup>2)</sup> im Oldenburger Singverein.

Bei derartigen Einflüssen des elterlichen Hauses mußten auch Karls musikalische Interessen eine bestimmte Richtung nehmen. In Jena war er Mitglied eines Quartettvereins von etwa zehn Mitgliedern geworden, der jedenfalls den gleichen musikalischen Grund-

---

<sup>1)</sup> Vergl. Basilewsk, Robert Schumann, Bonn 1880 S. 434.

<sup>2)</sup> Verheiratet an den Medizinalrat Dr. Hotes.



fähen folgte, an denen Strackerjan während seines ganzen Lebens festgehalten hat. Bei aller Würdigung der Musik als Kunst und bei einem vorgeschrittenen Verständnis für diese bewahrte er sich doch die Vorliebe für das Volkstümliche und Natürliche in der Musik, dessen Bedeutung in neuerer Zeit ja wieder viel mehr zur Geltung gekommen ist, namentlich bei dem großen Niederdeutschen Johannes Brahms, der in seinen Kompositionen so häufig auf die Volksweise zurückgegriffen hat. Strackerjans ausgeprägtes Gefühl für das Natürliche und Wahre in der Musik ließ ihn alles Außerliche und Gefünstelte doppelt unangenehm empfinden und so wirkte z. B. ein bloß virtuosenhaftes Klavierspiel, das wirkliche musikalische Empfindung vermissen ließ, auf ihn im höchsten Grade abstoßend.

Bei den mannigfachen Interessen des Jenaer Freundeskreises, der außerdem durch seine Gastfreundschaft bekannt war, fehlte es nicht an häufigen auswärtigen Besuchern. Unter diesen war auch Karls Freund, der Leutnant, spätere Oberst Rüder, der sich in Jena äußerst wohl fühlte, „weil dort alle Herzen offen stehen.“ Auf den andern Universitäten, wie z. B. Leipzig, war keineswegs eine gleiche Herzlichkeit des Tons zu finden. Dem Jenaer Studenten boten sich nun leichter als manchem anderen die Freuden des Studentenlebens und leichter konnte man hier zu ihrem Übermaß kommen. Namentlich in den Augen der Halle'schen Studenten, deren Auffassung durch das Vorherrschen der theologischen Fakultät stark beeinflusst war, mußte dies für Jena zutreffen. Strackerjans Freund Langreuter, der in Halle studierte, zeigte sich ihm gegenüber sehr unzufrieden, daß er am Biertisch neue Freundschaften schließe und seine oldenburger Freunde vernachlässige; in Halle mache man sich nur lustig über die Burgkellerei und über die hochtrabenden Reden, die dort gehalten würden, und mit der Theologie sei es in Jena kläglich bestellt. Ganz ungerechtfertigt waren diese Vorwürfe jedenfalls nicht, denn Karl geriet nach dem Fortgang seines Freundes Ludwig Häußer im Verbindungswesen in eine führende Rolle hinein, die ihn mehr in Anspruch nahm, als seinem Studium gut war. Sein Bruder Gustav riet ihm daher, nicht immer auf einer Universität zu bleiben, „man wächst dann ganz in ihren Schlendrian hinein, und kehrt ohne den Grad von Selbständigkeit zurück, die



man durch den Wechsel und das Leben in den verschiedenen geistigen Atmosphären erlangt. Denn diese gestaltet sich nach der Individualität der verschiedenen Lehrer überall anders.“

Strackerjan vertauschte denn auch während seines letzten Studienjahres Jena mit der Universität Berlin, die dem Vater nach der kleinen Universität mit den ihr eigentümlichen Schattenseiten als die geeignetste erschien.

Mit Ludwig Häußer blieb Strackerjan übrigens in dauernder Verbindung; jener entbehrte nach seinem Abgange von Jena den dortigen Freundeskreis und vor allem den Umgang Strackerjans aufs lebhafteste und empfahl seine nach Jena hinzukommenden studentischen Freunde dem Einfluß des letzteren, „daß sie durch ihn gebildet, und im Kreise der Jenaer Freunde zu Männern würden.“ Die Beziehungen unter den Studenten wurden aber auch in weiterem Umfange eifrigst gepflegt; von Heidelberg berichteten die alten Jenaer, daß sie dort ein Neu-Jena und einen Burgkeller erstehen lassen wollten. Gerade dieser lebhafteste Verkehr zwischen den verschiedenen Universitäten wurde aber von den Regierungen mit großem Mißtrauen beobachtet, und man verfolgte die Burschenschaften aufs schärfste wegen ihrer vermeintlichen demagogischen Umtriebe. Es war durchaus nichts Seltenes, wie Strackerjan selber berichtete, daß Studentenbriefe auf der Post erbrochen wurden, besonders solche, die nach Jena und Kiel gerichtet waren, und der Student mußte sich hüten, seine freie Meinung den Briefen anzuvertrauen.

Auf Reisen hatten die von und nach den Universitäten gehenden Studenten bei den Paßvisitationen häufig besondere Schwierigkeiten zu bestehen. Im Mai 1839 unternahm Strackerjan mit seinem Freunde Domrich eine Fußwanderung durch Thüringen, die zunächst nach Erfurt führte. Hier hatten die beiden Reisenden bei der Eintragung ins Fremdenbuch in der Rubrik über den Paß versehenlich eine Lücke gelassen und die Folge war eine Ladung vor verschiedene Beamte, sogar bis vor den Polizeidirektor. Zu ihrer Legitimation frug man sie u. a. nach Jenaer Professoren und es entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Kennen Sie den Privatdozenten M. N.? — Jawohl. — Ist er verheiratet? — Seit



Michaelis. — Kennen Sie die Frau? — Nein! — Wie heißt sie denn? — Ja, soviel weiß ich nicht, nur weiß ich, daß sie nicht mehr jung sein soll! — Wa—a—as? Nicht mehr jung? Was nennen Sie denn jung? — Oh, so etwa 15 bis 20 Jahre“ — erwiderte Karls Freund Domrich, der merkte, daß sie vielleicht einen Bock geschossen hatten. So endete dies Reiseerlebnis noch glimpflich und man entließ die schlagfertigen Sünglinge unter Scherzen und Lachen.

Wenn die Studenten auf kleinen Universitäten heute noch eine große Rolle spielen, so war dies früher jedenfalls weit mehr der Fall, als die Universität in noch höherem Maße Alleinherrscherin und alleinige Verbreiterin einer tieferen Bildung war. Auch hatte das Publikum sich daran gewöhnt, von dem Studenten der 30er und 40er Jahre eine direktere Anteilnahme an politischen Fragen zu erwarten, wodurch seiner Person natürlich größere Bedeutung beigelegt werden mußte, als dem heutigen Studenten. Diese bedeutendere Machtstellung hatte auch größere Freiheit im Gefolge, und ungehindert durch die Polizei konnte die Studentenschaft ihrer Meinung in der Öffentlichkeit Ausdruck geben. Dem Prorektor gegenüber waren sie durchaus nicht immer fügsam, wenn er sie zu etwas veranlassen wollte, was nicht ihren Beifall fand. Als das Jubiläum eines wenig beliebten Professors durch einen akademischen Festakt und Fackelzug gefeiert werden sollte, beteiligten sich von ungefähr 400 bis 500 Studenten nur die Hälfte. Der Prorektor war ein tüchtiger Jurist, aber nach der Meinung der jungen Leute eine „Trinität von Konvenienz, Bückling und Langeweile“, was gerade einen großen Teil von ihnen zurückhalten mußte. Unter diesen befand sich auch Strackerjan. Die Festrede in der Aula zu Ehren des Jubilars war übrigens trotz allen scheinbaren Lobes mit allerhand Anzüglichkeiten verbrämt, sodaß ungenierte Professoren und Studenten beständig gelacht hatten.

Es läßt sich wohl erkennen, daß die damalige Studentenschaft sich ihrer Machtstellung vollkommen bewußt war; in ihrem Übermut machte sie sich gelegentlich ein besonderes Vergnügen daraus, die öffentliche Meinung recht gründlich hinter's Licht zu führen. So geschah es eines Tages, als sich ein ganz absonder-



licher Zug durch die Straßen von Jena bewegte. Zuerst kamen zwei Reiter in langen Gehröcken und großen Hüten, dann ein mit drei Schimmeln bespannter Frachtwagen, auf dem ein Großvaterstuhl stand mit einem Studenten drin, und zu beiden Seiten des Wagens je ein Reiter in schwarzem Frack, der ganze Aufzug so schwarz, als sollte es zu Grabe gehen. Es folgten zu Fuß die beiden kleinsten Studenten Jenas, mit fürchterlichen Bärten, fein geschniepelt und in der Hand einen Stock mit ungeheurer Troddel. Sie führten einen Esel, der einen Reiter im Schlafrock mit einer Bischofsmütze ähnlichen Nachtmütze und Regenschirm trug. Hinter dem Esel kam hoch zu Ross Strackerjan, mit riesiger, moderner Halsbinde, deren Zipfel über die Schulter wegsahen, mit „Longoardenstock,“ fein geschniepelt und in stolzer Haltung, den Kopf in den Nacken werfend. Er und sein Nebenmann in gleicher Kleidung freuten sich, daß ein Esel vor ihnen ging, der die Schnelligkeit des Zuges milderte, sodaß sie recht stolz wie echte Reiter dastehen konnten. Es folgte eine vierspännige Droschke; ihr Kutscher saß in langem Schappelze zu Pferde, auf dem Bock ein Student mit Dreimaster, dessen Kleidung ein Gemisch von Allermodernstem und einem Bräutigamsstaat aus Urgroßvaters Zeit darstellte; in der Droschke einer in gewöhnlicher Kleidung und hinten auf zwei mit langen Haaren nach Art der Altdutschen, in Hut, Binde und Vatermörder, Schniepel und leinenen Turnhosen. Hierauf kam zweispännig ein Bauernfrachtschlitten mit Stroh bepackt, worauf sich ein Geschniepelter lang ausgestreckt hatte, und als Schluß vierspännig ein Omnibus mit Postillon, worin einer in gewöhnlicher studentischer Tracht, mit Schlafrock, Cerevismütze und Pfeife; hinten auf standen wieder zwei mit Hüten, ungemein aufgeputzt. In feierlichem Aufzuge ging es so nach dem benachbarten hierbekannten Dorfe Ziegenhain, wo der Abgang einiger Studenten gefeiert wurde.

Die Philister zerbrachen sich den Kopf, um den sonderbaren Zug zu deuten, und einige bezogen ihn auf die Kölner Angelegenheit, weil gerade Gregoriitag war. Durch geheimnisvolle Bemerkungen suchten die Studenten die Neugierde des Publikums noch mehr zu reizen und ließen nach einem tieferen Sinn suchen, wo nichts weiter dahinter steckte, als eine allgemeine Ironie auf



die „Schniepeler.“ Diese Bedeutung hatten aber die Professoren als gute Jenaer schon erkannt und sie hatten sich herzlich darüber gefreut; nur der Prorektor sollte etwas gezwungen gelacht haben.

Bei dem regen Interesse der Studentenschaft an allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, war es unter ihnen Brauch geworden, in der Neujahrnacht zum Marktplatz zu ziehen, wo sie ihre Stimmung und ihre Meinungen durch Absingen von Liedern und durch Vivats zum Ausdruck brachten. Besonders feierte man die Göttinger Sieben; dagegen spielte Ernst August von Hannover, von dem verschiedene Anekdoten im Schwange waren, unter der Studentenschaft eine recht wenig schmeichelhafte Rolle.

Das studentische Leben, das im Verbindungswesen seinen deutlichsten Ausdruck findet, ist nun zu keiner Zeit frei von Übertreibungen und Auswüchsen gewesen, mochten die darin herrschenden Ideen auch noch so vorzügliche sein. So gab es in Jena, als äußersten Gegensatz zu den Schniepelern Studenten, welche nur das rein äußerliche des Studentenlebens begriffen hatten und dies ohne jeden Zusammenhang mit dem Wesentlichen in übertriebener Weise mitmachten. Sie waren gewöhnlich rechte Renommisten, tranken unmäßig, weil sie die Studenten oft nicht nüchtern gesehen und lagen stets auf der Mensur. Jedenfalls waren es in erster Linie diese wenig erfreulichen Elemente unter der Studentenschaft, welche das damals übliche gefährliche Duell auf Stoßdegen in schlimmster Weise mißbrauchten, sodaß überall das Verlangen nach einer durchgreifenden Reform auf diesem Gebiete laut wurde. Nicht nur in Jena, sondern auch auf anderen Universitäten, wie Berlin, Würzburg, Halle fanden damals kurz hinter einander schwere Duelle statt, zum Teil mit tödlichem Ausgang, die allgemeines Aufsehen erregten. Einen dieser Duellanten besuchte Strackerjan gelegentlich eines Ausflugs nach der Wartburg, wo derselbe Festungshaft zu verbüßen hatte; Strackerjan mißbilligte es aufs Höchste, daß man ihm als einer interessanten Persönlichkeit sehr den Hof machte und daß dies besonders seitens der Damen geschah. Dem Unwesen derartiger Duelle suchte man auf allen Universitäten mit teils verschärften Mitteln, teils mit Reformen des Duells entgegen zu treten. In



Bayern z. B. wollte man das Duell ganz und gar auszrotten, indem man die höchste Strafe darauf setzte; in Jena wurden vom Senat alle Duelle, denen kein Ehrengericht vorhergegangen war, mit dem Konfiliium bestraft und man suchte statt des Stoßdegens den Hiebkomment mit sogenannten Schlägern allgemein einzuführen. Durch die letztere Verordnung wurde den Theologen der studentische Umgang mit den Angehörigen anderer Fakultäten gänzlich abgeschnitten, weil man die sichtbaren Spuren der Schlägermensuren vielfach als mit ihrem Beruf nicht vereinbar ansah; dies erschien Strackerjan als ein großes Übel, denn nach seiner Meinung müßten solche Studenten später leicht einseitige und verbauernde Pfarrer werden.

Über alle Geschehnisse des studentischen Lebens berichtete Strackerjan an das Elternhaus, wenn auch die Briefbeförderung oftmals schwierig und ganz unregelmäßig war. Ab- und zugehende Studenten, reisende Handwerksburschen u. s. w. wurden häufig mit der Vermittlung dieser Post beauftragt, um das Porto zu sparen, das für einen Brief  $7\frac{1}{2}$  Silbergroschen betrug. Karl mußte mit sehr geringen Mitteln haushalten, denn die an sich schon bedrängten Verhältnisse des Elternhauses hatten sich durch die damaligen Zeitläufte, namentlich durch die herrschende Teuerung, noch arg verschlechtert. Eine große Unbequemlichkeit erwuchs den Jenaer Studenten aus den dortigen Münzverhältnissen. Langte zu jener Zeit Geld mit der Post an, so wurde dies durch einen Aushang am Postgebäude bekannt gegeben, da der Adressat das Geld persönlich in Empfang nehmen mußte. Für den Studenten wurde diese Gepflogenheit sehr unzutraglich, denn entweder legte sofort der Gläubiger Beschlagnahme auf das Geld, oder es meldeten sich Leute, die den Empfänger zum Gläubiger machen wollten, und im letzteren Falle war es dann ebenso schwer, dies abzuschlagen, als das verliehene Geld wieder zu bekommen. Karl bat deshalb den Vater, statt des baren Geldes einen Wechsel zu schicken oder Papiergeld.

Trotz seiner beschränkten Mittel benutzte Strackerjan die Universitätszeit zu zahlreichen Ausflügen in die nähere und weitere Umgegend von Jena und fleißig sah er sich in fremden Verhältnissen um. Hiermit war besonders der Vater sehr zufrieden, der



dies seiner Zeit nicht getan hatte und der dadurch des Universitätslebens so überdrüssig geworden war, daß er ihm schon nach 2 $\frac{1}{2}$  Jahren den Rücken gewendet hatte. Häufig gingen die Studenten nach Weimar. Hier pflegten sie, zu größerer Zahl vereinigt, sich gelegentlich als eine Macht zu zeigen, die sich Beachtung seitens der Weimaraner erzwang, indem sie gegenüber dem konventionellen Ton des dortigen Hofes mit doppelter Zwanglosigkeit auftraten. Die kleine Residenzstadt machte auf Strackerjan einen zwar nicht unfreundlichen, aber doch etwas toten Eindruck. Auf der Straße wurde der Fremde eigentümlich berührt durch die Straßenreiniger, offenbar Sträflinge, sie trugen der Länge nach halb gelbe, halb schwarze Kleider, und an den Füßen hatten sie Schellen, deren Gerassel weithin hörbar war.

Wenn im Weimarer Theater das Lieblingsstück der Studenten, „Die Räuber“ gegeben wurde, dann zogen sie in hellen Haufen hinüber, welcher Brauch sich bis heute noch erhalten hat. Der Großherzog erschien aber bei dieser Vorstellung niemals im Theater, weil er sich durch die vielen Studenten geniert fühlte. Eines Tages nun standen die Räuber wieder auf dem Programm; da gingen einige Studenten in Jena um vier Uhr morgens von Haus zu Haus, um ihre Bekannten zu wecken, und um sechs Uhr zogen 28 mit Sang und Klang zum Tore hinaus. Es gab viel Scherz und Lachen, wie immer, wenn ihrer so viele beisammen waren, und die Jünglinge ließen ihrem Übermut die Zügel schießen, als ihnen unterwegs Luise Marezoll, die Herausgeberin der in Jena erscheinenden „Zeitung von und für Frauen“, begegnete. Wie einer Königin huldigten sie ihr, und widmeten ihr, am Wagen vorbeigehend, einige scherzhafte Worte der Ergebenheit, mit Anspielungen auf die Ideenkreise der Marezoll. Die jungen Leute scherzten, daß diese Huldigung lieber nicht ihr, sondern der Königin von Hannover gegolten hätte, die hannöverschen Zeitungen würden dann gewiß in 28 Leitartikeln von der angestammten Liebe der Untertanen zum Herrscherhause gesprochen haben.

In Weimar rückten immer mehr Studenten ein, in Trupps, teils zu Fuß, teils zu Wagen, bis es ein Zug von 150—180 Mann geworden war. Mit Eichenlaub geschmückt, große Laubzweige vor



sich hertragend, zogen sie singend durch die Straßen von Weimar, bald ernste, bald lustige Lieder anstimmend. Wie gewöhnlich kam der studentische Spott dabei zum Durchbruch, doch richtete er sich nur auf die Verhöhnung des rein Konventionellen. Deshalb ließ auch die Polizei die Studenten ruhig gewähren. Die Vorstellung im Theater war umgesetzt worden, man gab Webers „Freischütz“, aber das weimarer Publikum hatte wohl auf den Besuch der Studenten gerechnet und war zahlreich ins Theater gekommen, um sie zu beobachten. Lange vor Beginn der Vorstellung waren sie auf ihren Plätzen und unterhielten sich und das ganze Publikum durch Gesang und Scherzreden. Als jedoch angefangen wurde zu rauchen, stand ein Student auf und sagte, ihm sei nicht allein der Tabak ausgegangen, sondern es würde auch eine Oper gegeben, bei welcher die Schauspieler durch den Dampf geniert werden möchten; außerdem dürfe man doch ehrlicher Weise nicht eher pfeifen (Pfeife im Gegensatz zur Zigarre), als bis man wüßte worüber. Nach dieser Rede unterblieb denn auch das Rauchen. Die Aufführung des „Freischütz“ befriedigte übrigens sehr wenig; seit dem Tode Karl Augusts war am weimarer Theater völliger Stillstand eingetreten und durch den herrschenden Nepotismus hatte nicht nur dieses, sondern auch die Universität Jena sehr gelitten, die sehr wohl nach den Göttinger Vorfällen, welche Jena vermehrten Zuzug gebracht, einen größeren Aufschwung hätte nehmen können, hätte die Regierung sich damals die Berufung einzelner bedeutender Männer nur mehr angelegen sein lassen. Von solchen Ausflügen, die vor Tag und Tage begonnen, kehrten die Studenten dann wohl mitten in der Nacht oder am nächsten frühen Morgen zurück. Wie teuer mußten sie sich manche Genüsse doch erkaufen! Ihrer Empfänglichkeit hat dies aber sicher keinen Eintrag getan, sondern sie höchstens noch gesteigert.

Echt studentisches Leben entwickelte sich bei Gelegenheit eines thüringischen Sängersfestes, das im Sommer 1838 in Jena stattfand. Der erste Teil des Festes spielte sich in der Kirche ab, der zweite auf der Rasenmühle. Sehr bedeutend müssen die Leistungen der „Kantoren“ wohl nicht gewesen sein, denn die Zuhörerschaft hatte im Verlauf des Festes mehr Freude an den Studenten, als



an den Sängern selbst. Während die Letzteren ein großes Essen auf der Rasenmühle abhielten, versammelten sich 120 bis 130 Studenten auf dem Markt beim Kaffee und stimmten ihre Lieder an. Dann zogen sie alle nach der Rasenmühle, lagerten sich an einem Abhang, von wo sie das Ganze übersehen konnten und sangen: „Brüder, lagert Euch im Kreise“. Studenten und Liedertafeln ließen sich anfangs abwechselnd hören. Doch mußten letztere bemerken, daß die Zuhörerschaft den Studenten weit größere Beachtung schenkte, als ihnen. So machten sie schließlich gute Miene zum bösen Spiel und sangen trotz ihrer Jahre die Studentenlieder tapfer mit. Die allgemeine Fidelität wurde sehr groß, alles wetteiferte in Studentenwizen und die Kantoren wanderten mit Hopfen bekränzt einher. Schließlich ließen reiche Senaer ganze Tische mit Bier für die Studenten besetzen, ja, man dankte diesen noch dafür, daß sie am Feste teilgenommen hatten, obwohl dies eigentlich aus Spottlust geschehen war, die in der allgemeinen Fröhlichkeit allerdings nicht fühlbar geworden. Der frische natürliche Ton unter der damaligen Studentenschaft erwarb ihr beim großen Publikum viel Sympathieen, die hier, wie bei mancher andern Gelegenheit zum Ausdruck kam. Sah man doch in dieser fröhlichen Jugend, welche die Ideale hochhielt und sich mit geistigen Waffen ausrüstete, in doppeltem Sinne die Träger der Zukunft Deutschlands. Im Bewußtsein dieser Zuneigung war es eine rechte Lust, Student zu sein!

In solch fröhlicher Stimmung, wo der übermütigen Jugend der ganze Himmel voller Geigen hängt, wurde einst ein Ausflug nach der Rudelsburg unternommen. Beim Anblick der Burg, mit der Saaleck zur Linken, stieg die Stimmung der jungen Leute aufs Höchste. In der wohlerhaltenen Burgruine versetzten sie sich in die alte Zeit zurück, da die Herren von Münchhausen und Guttenberg hinauszogen in den heiligen Kampf oder um einherziehende Kaufleute zu berauben. Die Mützen wurden zu Helmen, Bohnenstangen zu Lanzen, einige fein gebaute Hamburger stellten Damen vor. Bald belebte ein heftiges Turnier den Burghof, selbst die alten Philistergäule wurden unruhig durch das Getümmel. Die Damen bekränzten die Sieger mit Hopfenlaub und den vom Pferde herabgestürzten Rittern flößten sie den Wundbalsam des Bieres ein. Den



Kranzen auf dem Rücken, geschmückt mit Laub und Kränzen, so zogen die Jünglinge unter fröhlichem Gesang den Berg hinunter. Auf der Saale fuhr ein Schifflein vorüber; als der Gesang verklungen, brachten die Herren und Damen auf dem Schiff der fröhlichen kräftigen deutschen Jugend ein dreifaches Hoch und so lange man sich beiderseits im Auge hatte, winkte man, und rief sich fröhliche Lebehochs zu.

Mit einigen Genossen setzte Strackerjan die Wanderung fort. In Freyburg a. d. Unstrut verbrachte der alte „Turnvater“ Zahn seinen Lebensabend. Die Studenten suchten ihn auf und verlebten mit ihm einen Abend in einer Weinschenke, wo er ihnen ein Anekdotchen nach dem andern erzählte. Er besaß ein vortreffliches Gedächtnis und nahm mit seinen sechzig Jahren noch lebhaft an allem teil, was die Zeit brachte. Zahn hatte ein kräftiges und imponierendes Äußere. Das weiße Haar und der lange Bart verliehen ihm in der That, wie es im Bilde auch uns überliefert ist, etwas Ehrwürdiges und der „Altdeutsche“ mit dem übergeschlagenen Kragen paßte gut zu seiner sonstigen Erscheinung. Weniger schien Strackerjan der Ausdruck seines Gesichts mit diesem selbst im Einklang zu stehen, er hatte ihn sich ernster und sinniger gedacht. Unwillkürlich drängten sich Karl Betrachtungen auf, daß Zahn dieser große Mann zu einer andern Zeit, ein Kleinstädter geworden, den man bei Seite geworfen, der verkannt und belacht würde, und er meinte, daß eine solche Kraft in ihren Auswüchsen hätte gemildert werden, aber nicht unnütz verdampfen müssen. Christian Friedrich Str. erwiderte hierauf, daß Zahn allerdings nicht nach Verdienst behandelt worden sei, doch sei dies so der Lauf der Welt. Man bediene sich wohl der Revolutionäre oder Unreger, so lange man sie gebrauchen könne, allein wenn man erreicht habe, was man gewollt, unterdrücke man sie gern, denn nun wolle man Ruhe. Sie selber aber könnten selten ruhen und strebten immer weiter. Auch habe Zahn keine Kenntnisse gehabt, die ihn für die Staatsmaschine brauchbar machten, und die Regierungen wollten doch immer Nutzen sehen. Zu diesem allen sei noch Zahns excentrisches Wesen und Äußeres gekommen, das einem jugendlichen Manne allenfalls anstehe, das ihm aber für ein Amt im Staatsdienste im Wege gestanden habe. So



sei es mit ihm dahin gekommen, wo er sei, und ihm sei wohl, wenn er es mit heiterem Gleichmut ertrage. Inzwischen hat unsere Zeit in Freyburg ein Zahn-Museum errichtet, das alle Erinnerungen an den alten Turnvater und an seine großen Verdienste festhalten soll.

Von Freyburg ging die Wanderschaft dem Laufe der Unstrut nach, zunächst zur Neuenburg, dem Sitz Ludwigs des Springers, und man bewunderte die herrliche Aussicht in das Unstruttal, das in seltener Vereinigung das achtfache W von Thüringen zeigt: „Wälder, Wasser, Weizen, Wein, Weiden, Wiesen, Wolle, Waid.“ Die Gegend bietet viel Erinnerungen aus alter und uralter Zeit und regte Strackerjan lebhaft an; er riet seinen Brüdern dringend, sich fleißig mit deutscher Sage und Geschichte zu befassen, weil jeder Ort dann ein anderes Leben gewinnen müsse. Schon damals zeigte sich seine Vorliebe für deutsche Vergangenheit und die ersten Anregungen zu seiner späteren Mitwirkung im Oldenburger Altertumsverein mögen auf diese Eindrücke im sagenreichen Thüringer Lande zurückzuführen sein.

Bei Gelegenheit eines andern größern Ausfluges sollte Strackerjan reiche Kenntniß von Land und Leuten gewinnen. Er besaß schon zu jener Zeit eine für sein Alter ungewöhnliche Beobachtungsgabe, die er durch näheren Einblick in die ihn umgebenden Verhältnisse zu unterstützen suchte, und so mußte ihm jede Reise reichen Gewinn bringen. Seiner Natur war Exklusivität völlig fremd; vielmehr nahm er an den Verhältnissen des Volkes und an seiner Art zu leben, lebendigen Anteil. In späteren Jahren folgte er auf Reisen nicht der großen Heerstraße, sondern suchte mit Vorliebe kleinere Wirtshäuser auf, wo der Gast nicht eine bloße Nummer ist, und wo die Einheimischen des Ortes verkehren. Mit diesen suchte er dann ins Gespräch zu kommen, um ihre Anschauungen und die Sitten und Gebräuche ihres Landes kennen zu lernen. Notwendiger Weise muß aber mit solchen Neigungen ein einfacher Sinn Hand in Hand gehen, wie er Strackerjan in der That in hohem Maße eigen war, und mit Recht konnte er damals von sich sagen, die Entbehrung mancher Lebensbedürfnisse der höheren Stände tue ihm nur wohl.



Unter seinen Jenaer Freunden befand sich der Sohn eines reichen altenburger Kaufmanns, in dessen Heimat er die Osterferien verbrachte. Die dortigen Volkstrachten, die sich bis heute noch so ausgeprägt erhalten haben, erregten Strackerjan's lebhaftes Interesse. Es war ihm auf der Reise von Jena nach Altenburg, während der man fünf Landesgrenzen zu überschreiten hatte, der furchtbare Schmutz der Wege aufgefallen, und er meinte, die Folge dieses Schmutzes seien die kurzen Hosen der Männer und die kurzen Röcke der Frauen in der dortigen Tracht. Zu seiner Belehrung hörte Strackerjan in Altenburg die verschiedenen Prediger der Stadt, und es zeugt für sein früh schon selbständiges Urtheil, daß er den Predigten des Superintendenten Hefekiel, der besonders seitens der Damen allgemein geschätzt wurde, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der vierzehntägige Aufenthalt im Hause seines Freundes hinterließ trotz der so freundlich dargebotenen Gastfreundschaft keine ungetrübten Eindrücke; Strackerjan vermißte dort die Mutter, die allein einem Hause den Stempel der Herzlichkeit aufzudrücken vermag. Doppelt mußte er dies empfinden, weil er im Elternhause durch die gemüthvolle Art der Mutter schon früh den weiblichen Einfluß schätzen gelernt hatte, was ja bei fast allen hochstehenden Charakteren unter den Männern der Fall ist, wenn ihr Urtheil nicht etwa durch üble Erfahrungen im eignen Kreise getrübt ist.

Auf der Rückreise von Altenburg besuchten die beiden Freunde eine ihnen näher bekannte Pastorenfamilie. Die Pastorin war eine Nichte der Elise v. d. Recke, die zu gleicher Zeit mit Anna Dorothea von Kurland und Tiedge in dem benachbarten Schlosse Löbichau gewohnt hatte. In ihrem Besitze befand sich eine große Anzahl von Briefen und Handschriften von Dichtern, Malern und Komponisten, in welche Strackerjan einen Einblick gewinnen durfte, was ihn aufs lebhafteste anregte. Nach genussreichen Wanderungen über Gera und Röstrik verlebten die Reisenden bei Freunden in Roda freundliche Tage; ein ländliches Tanzfest auf erhöhtem Gartenrasen, im Hintergrund die schöne Gegend im Glanz der untergehenden Sonne, bildete eine liebliche Idylle, die in Strackerjans Erinnerung als freundliches Bild fortlebte.

Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans.



Nach den verschiedensten Richtungen sollten diese Ausflüge Geist und Gemüt bereichern. In Landgrafroda lernte Strackerjan in dem Superintendenten Domrich, mit dessen beiden Söhnen<sup>1)</sup> ihn innige Freundschaft verband, das Ideal eines Landpfarrers kennen, und die harmonischen Eindrücke jenes glücklichen Familienkreises mußten dauernd in ihm nachwirken. Es war ein idyllischer Aufenthalt; Karl ging mit aufs Feld, stellte Hamsterfallen und suchte Obst und Nüsse. Hier trat ihm wiederum die Altertumskunde entgegen, denn vor kurzem waren in der Nähe von Landgrafroda, auf dem Rennstieg, dem alten thüringischen Heerwege, Altertümer von vermutlich sächsischem Ursprung gefunden worden.

Großartigster Naturgenuß bot sich dann auf dem Kyffhäuser, den Strackerjan von Landgrafroda aus besuchte — fast überwältigt wurde er von dem Eindruck der wundervollen Gegend, deren Reize die Sage noch verdoppelt. Die umfangreiche Ruine schien ihm eher von einer Stadt als von einer Burg herzurühren. Nach Westen zu sieht man ein ganz mit Buchen und Eichen bewaldetes Tal, bewaldete Höhen und darüber die Thüringer Berge; nach der anderen Seite die goldne Aue, übersät mit Städten und Dörfern und begrenzt von halb bebauten, halb bewaldeten Bergen, über welche die blauen Gipfel des Harzes hervorragten. Diese bevorzugte Gegend, die Strackerjan einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ, sollte in den neunziger Jahren die Stätte für das große Nationaldenkmal der deutschen Kriegervereine werden.<sup>2)</sup>

Vom Kyffhäuser ging es nach Sondershausen, wo Strackerjan bei etwas längerem Aufenthalt das Leben einer kleinen Residenzstadt kennen lernte. In dem höchst gebildeten Städtchen herrschte ein angenehmer Ton und es besaß in seinem Theater, einer großen Reitbahn, wo man Reitertänze ausführte, und seinem herrschaftlichen

---

<sup>1)</sup> stud. med. Ottomar Domrich, später Geheimrat Dr. D. zu Meiningen, wurde 1840 mit stud. phil. Zade, Weimar, und stud. phil. F. Hofmann, Koburg, einer der Führer der Burgkellergesellschaft, die am Bestehenden festhielt, während die Gesellschaft des Fürstenkellers sich von ihr ablöste (vergl. Zeiß, Geschichte der Burschenschaft, Jena 1903).

<sup>2)</sup> Der Major Rudolph Strackerjan, Karls jüngster Bruder, wurde als Vorstand des Oldenburger Kriegervereins einer der Hauptförderer des Denkmals.



Garten schöne Anlagen. Nach dem Sprüchwort gab es in Sondershausen 4500 Einwohner, worunter 3500 Räte oder Leute mit gleichem und höheren Rang.

Eine interessante Reiseerinnerung bot sich Strackerjan auf der Rückreise in Weimar, wo er ausnahmsweise gut bei Kasse, an der Wirtstafel zu Mittag aß. Hier saßen ihm zwei Männer gegenüber, von denen der eine höchst elegant gekleidet, der andere in abgetragener Anzuges war. Letzteren hätte man für einen kleinen Handwerker oder für einen hungrigen Aktuar halten können. Er wurde aber von seinem Nachbarn mit ziemlicher Achtung behandelt. Wie aus dem Gespräch der beiden Männer hervorging, war jener ein Maler, der auf dem weimarer Schloß zu arbeiten hatte. Im Laufe der Unterhaltung kamen die Beiden auf die Schlacht bei Leipzig zu sprechen, und sie stritten darüber, ob sie 1818 gewesen sei oder nicht. Der Maler behauptete 1818, aber sein Nachbar wußte es nicht oder er wagte nicht, das Richtige anzugeben, bis ein anwesender Handlungsgehilfe sie aus der Verlegenheit riß. Die Unterhaltung der Beiden drehte sich dann um Reisen, es kam auf Goethes Sohn die Rede, über dessen Lebenswandel der Aktuar sich etwas plump in fast gemeinen Ausdrücken äußerte, „er habe es doch zu toll gemacht, und man habe es bei ihm nicht aushalten können.“ Wie war Strackerjan erstaunt, als er nachher durch den „Marqueur,“ den Kellner, erfuhr, daß dieser Mann, der teilweise so albern, teilweise so gleichgültig über die bemerkenswertesten Dinge sprach, dabei eine kleinliche Verehrung des Hofes, selbst des Unbedeutenden daran, verriet, und der während des Gesprächs mit einem ungeheuren Appetit von jedem Gericht zwei volle Portionen verzehrte, — daß dieser Mann Goethes Eckermann war!

Gerade auf Reisen wurde es den Studenten oft nahe gebracht, wie man sie überall stark beachtete, gelegentlich aber auch wohl verhöhnete. So besuchte Strackerjan einst mit einem Freunde den Gottesdienst in Eisenach, wo ein berühmter Superintendent in seiner Predigt gerade die Worte sprach: „sie sind süßen Weines voll.“ Alle Zuhörer drehten sich nun nach den Studenten um, was diese aufs Höchste entrüsten mußte, denn sie hatten noch nichts als schlechten Kaffee genossen, und schleunigst verließen sie die Kirche.



Besser erging es den beiden Freunden in Salzungen. Hier nahmen sie im Kurhause, wo der Meininger Adel und Beamtenstand tonangebend war, an einem Ball teil und wurden dort aufs freundlichste aufgenommen, ja sogar sehr gefeiert, „mehr, als ihnen für gewöhnlich gut tun würde,“ wie Strackerjan in einem Bericht an den Vater gleich hinzusetzte.

Kennzeichnend für Strackerjans spätere Entwicklung ist ein kleines Reiseerlebnis in Berka. Mit einem Genossen besuchte er dort die Eltern eines Freundes, die ihnen einen sehr herzlichen Empfang bereiteten. Es waren einfache Leute und sie mochten ihren Sohn nur mit großer Sorge dem Universitätsleben und dem so „gefährlichen“ Verbindungsleben überlassen haben, welchem sie selber völlig fremd gegenüber standen. Nachdem die Mutter aber Strackerjan kennen gelernt hatte, war alle Angst und Sorge von ihr genommen; sein Wesen flößte ihr so unbegrenztes Vertrauen ein, daß sie erklärte, sie wisse ihren Sohn in seiner Freundschaft wohl geborgen.

Kennzeichnend für Strackerjans Freundeskreis war auch die Art, wie er sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber stellte. Wie den Freunden das „Schniepeln“ verhaßt war, so verachteten sie auch die rein oberflächliche Unterhaltung mit den jungen Damen. Auf einer Wanderung nach Ruhla hatte sich eine Gesellschaft hübscher junger Mädchen einer größeren Zahl Studenten angeschlossen. Nicht lange, so empfanden diese aber die Reisegesellschaft als einen sehr lästigen Zwang, denn die jungen Damen verdarben durch ihre platten Bemerkungen jede Stimmung für den Naturgenuß. Leise drückten sich die Studenten zur Seite und brachen in laute Freudenrufe aus, als sie allein den wundervollen Waldweg mit seinen immer wechselnden Aussichten beschritten.

Eine derartige natürliche Empfindung und Gesinnung hinderte aber Strackerjan und seinen Freund Domrich nicht, in Ruhla, ihrem nächsten Reiseziel, das durch seine schönen Mädchen bekannt ist, fleißig Umschau nach solchen zu halten, und ihre studentischen Grüße wurden von den Ruhlaer Schönen durch heftiges Rütteln an den Fensterklippen erwidert. Die Mädchen, die sich durch schwarze Augen, dunkles Haar und einen südlisch feurigen Gesichts-



ausdruck auszeichneten, blickten an den Fenstern jede zwischen einem Melkenstock und einem Finkenbauer hervor. Noch heute hat sich die althergebrachte Vorliebe für diese beiden Dinge in Ruhla erhalten, und man sagt, daß der Ruhlaer für einen guten Melkenstock oder für einen Finken gern eine Kuh hingebe. Der kleine originelle Ort mit seinen lebenslustigen Bewohnern bot für die wißbegierigen Jünglinge, die wie ihre Genossen lebhaften Sinn für alles Volkstümliche bewiesen, viel Anziehendes, und sie erfreuten sich an dem Volkslied der Ruhlaer: „und sind die Schuh' zerbrochen, so tanzen wir auf den Knochen.“

Bei so viel Reiselust war es nicht zu verwundern, daß den jungen Leuten das Geld öfter recht knapp wurde. Als man von Ruhla zum Inselfsberg wanderte, da wurde es selbst diesen übermütigen Studenten schwer, ihre gute Laune zu bewahren. Trotz Ende Mai wehte ein eifiger Wind, man ging durch dichten Nebel, die Reisekasse war fast leer, Wetter und Stimmung grau in grau. Abgerissen und beschmugt kamen die Wanderer im Wirtshaus zu Tambach an. Aber die frische fröhliche Jugend findet immer noch Hilfe. Statt der erwarteten Langenweile hatten sie angenehmste Unterhaltung durch die beiden Wirtstöchter, denen sie tüchtig den Hof machten, und als sie am Schluß ihre Rechnung bezahlen wollten, fiel diese ganz unerwartet niedrig aus, ohne daß die Eltern davon gemerkt hätten, da die eine Tochter das Geschäft der Hausfrau führte, die andere Buchhalterin war.

Als die Freunde aber in Oberhof, dem höchsten Ort Thüringens ankamen, hieß es wieder: „leichte Taschen, schwere Herzen“. 4 Groschen 6 Pfennige waren ihr ganzer Besitz und nur mit ein wenig Brot, das sie in Oberhof erstanden, konnten sie den schlimmsten Hunger stillen. In Ilmenau nahte endlich die Erlösung: hier half ein Freund den Wanderern aus allen Nöten. Mit einem eigenartigen und schönen Eindruck endigte dieser an Anregung überreiche Ausflug: in Angstädt hörten die Freunde in der dortigen Kirche ein Oratorium durch Bauern aufführen und vom Trippstein bei Schwarzburg genossen sie den schönsten Blick im Thüringer Lande, dessen Berge und Wälder auf Strackerjan's Gemüt bisher schon in so reichem Maße gewirkt hatten.



Neben diesen äußeren Eindrücken, die dennoch für Strackerjans Entwicklung große Bedeutung gewinnen sollten, hatten die Studien und der Umgang mit den Freunden seinen Auffassungen schon damals bestimmte Richtung gegeben, wie sein lebhafter Geist überhaupt früh zum Verständnis der umgebenden Verhältnisse und zur Erkenntnis seiner selbst gelangen sollte. Schon sehr bald äußerte Strackerjan in Jena sein Bedauern, daß er nicht mehr Philologisches studiert habe; halb unbewußt mußte er schon fühlen, daß er mehr zur Philologie neige als zum erwählten Studium der Theologie. Lebhaft beschäftigte ihn damals die Frage, die auch für seine Zukunft von Bedeutung werden konnte, auf welcher Bekenntnis-Grundlage die Geistlichen bei ihrer Anstellung verpflichtet werden sollen. Zwei Prediger in Sondershausen, Bretschneider und Köhr, hatten nämlich zu jener Zeit diese Angelegenheit öffentlich aufs eingehendste behandelt, und Strackerjan ließ sich von seinem Vater berichten, in wie weit diese Verpflichtung damals in Oldenburg verlangt werde.

Der lebhafteste Briefwechsel mit dem Elternhause mußte für Strackerjans Entwicklung außerordentlich wertvoll werden; nicht nur, daß die literarischen Neigungen des Vaters ihn selbst auch bald in dieses Fahrwasser einlenken ließen, sondern das Urtheil des lebenserfahrenen und über öffentliche und private Angelegenheiten aufgeklärten Mannes mußten die noch unreifen Meinungen des Jünglings günstig beeinflussen. Christian Friedrich Str. versorgte seinen Sohn auch mit Lektüre verschiedensten Inhalts, u. a. mit Predigten. Karl vermochte diesen aber nicht immer Geschmack abzugewinnen, weil er die höchsten Ansprüche an sie stellte. Novalis sagt: „Eine Predigt ist das Höchste, was ein Mensch liefern kann.“ Strackerjan meinte jedoch, wenn sie nicht durch den Gegenstand fessle, dann könne sie im Gegenteil sehr langweilig sein. Die Furcht, durch seine eignen Predigten nicht anregend zu wirken, und der Zweifel, ob er im Stande sein werde, jeden Sonntag neue Gedanken zu bringen, haben Strackerjan später wohl in erster Linie vom theologischen Beruf zurückgehalten, zumal die Prediger sich damals anscheinend noch strenger als heute an ihre eigentliche Aufgabe, die Auslegung der Bibel, halten mußten.



Auch eine andere Frage auf geistigem Gebiet spielte schon in Strackerjans Universitätsjahre hinein, die während seines späteren Lebens einen großen Raum einnehmen sollte: ob die klassische Bildung für ein höheres Studium notwendige Vorbedingung sei oder nicht. Strackerjan stand damals noch vollkommen auf dem Standpunkt, den er in seiner Abiturientenrede ausgesprochen. Er meinte, wenn die klassische Bildung von der Schule vertrieben würde, dann müßte unser Denken und Trachten in ein rein materielles umgewandelt werden. Die Realien dürften nur dazu dienen, die Formen des Lebens zu verstehen, aber das Verständnis seines Kerns und dessen Würdigung vermöge nur die klassische Bildung zu geben. Wenn Strackerjan zu jener Zeit davon sprach, daß er Personen mit klassischer Bildung kenne, die das praktische Leben besser verstünden, als solche, die im Leben selbst aufgewachsen seien, es aber rein passiv mitgemacht hätten, so dachte er gewiß in erster Linie an seinen Freund Ludwig Häußler. Grade dieser aber äußerte in späteren Briefen an Strackerjan verschiedentlich, daß er im Leben mehr gelernt habe, als alle Geschichtskollegien der Welt ihm hätten bieten können. Auch Christian Friedrich Str. trat den Anschauungen seines Sohnes entgegen und suchte ihm klar zu machen, welche üblen Folgen die Art des Unterrichts durch die Stockphilologen notwendiger Weise haben müsse. Diese würden es noch dahin bringen, meinte er, wohl im Anschluß an Strackerjans Erlebnis mit Eckermann, daß der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig nicht mehr gelehrt werde, indem sie alle Realien von der Schule verbannten. Es sei aber jetzt schon schlimm genug damit und wer keine Gelegenheit habe, außer seinen Schulstunden etwas zu erlernen, der werde im Leben immer ungebildet und als ein Schüler erscheinen. Diese Nachteile der rein humanistischen Bildung konnten Karl damals noch kaum zum Bewußtsein gekommen sein, denn durch das Leben im Elternhause, wo unter den Familiengliedern ein reger Gedankenaustausch stattfand und wo die Kinder durch das Beispiel des Vaters lernten, mit offenen Augen durchs Leben zu gehen und bestimmte Interessen zu pflegen, lernte auch der Jüngere manches spielend, was andere in weniger günstiger Umgebung sich erst erarbeiten müssen. Jedenfalls ist aber von der Ansicht des Vaters,



dessen Urteil bei den Söhnen so außerordentlich hoch stand, schon damals etwas auf Karl übergegangen, wenn er auch die Ideale, die ihn erfüllten, noch lange nicht über Bord werfen konnte.

Wie Strackerjan am Ende seiner Jenaer Zeit sich über wichtigere Dinge schon eine eigene Ansicht gebildet hatte, so traf dies auch besonders für das Verbindungswesen zu, von dem er nun Abschied nehmen, auf das er nunmehr als etwas Abgeschlossenes zurückblicken sollte. Hatte er sich von gewissen Ausschreitungen und Übertreibungen innerhalb desselben auch nicht ganz frei gehalten, so hatte er doch den Kern der Bestrebungen, welche die Burschenschaft sich zu eigen gemacht, nie aus den Augen verloren, und er war sich völlig klar darüber, welche Vorteile für den Studenten in der Zugehörigkeit zu einer Verbindung liegen. Er meinte, daß bei jedem Menschen einmal eine Zeit des inneren Zwiespalts einträte, während der er geneigt sei, sich exzentrisch zu äußern, und daß diese Zeit für den Studierenden in die Universitätsjahre falle; da sei es für ihn dann von unendlichem Wert, wenn er nicht isoliert dastehe. Eine Saite, die mit anderen zugleich schwingt, verstimmt und zerreißt nicht so leicht, als eine, welche allein aufgezogen ist. Strackerjan begriff es nicht, daß die Universitätskuratorien oder die Regierungen diesen Punkt aus den Augen verlieren konnten, indem sie im entgegengesetzten Sinne handelten und das Verbindungswesen einzuschränken suchten. Dadurch würde den Studierenden, so meinte er, die notwendige Stufe in ihrer naturgemäßen Entwicklung genommen, die man ihnen als zukünftigen Volksleitern und Erziehern nicht nehmen dürfe. Der Hauptwert der Zugehörigkeit zu einer Verbindung liege nun aber weniger in der Förderung der Wissenschaft, als vielmehr der Moralität ihrer Mitglieder. Übrigens wird eine Verbindung nur dann tieferen Nutzen stiften können, wenn ihr gemeinsame Bestrebungen, ein gemeinsames höheres Ziel zu Grunde liegen, ohne dieses wird ihre Betätigung in ein äußerliches Treiben ausarten müssen, das ihre Mitglieder zur Selbstüberhebung verleitet. Wohl zu keiner Zeit sind den Studenten ihre zukünftigen Pflichten in dem Maße zum Bewußtsein gekommen, wie den Burschenschaftlern der zwanziger und dreißiger Jahre. Dies Bewußtsein und die hiermit verbundene Vorbereitung auf jene Pflichten durch geistige



und körperliche Erziehung, durch immer erneute Selbstzucht, mußte ihrem Charakter frühzeitig etwas Einheitliches und Geschlossenes geben, was in noch höherem Maße geschah durch ihr gemeinsames Ziel, das sie alle begeisterte: die nie fallen gelassene Hoffnung auf ein künftiges einiges Deutschland. Was sie beseelte, fanden sie in den Dichtungen Schillers wieder, der Reinheit, Tugend und Vaterlandsliebe verherrlichte, und auch ihren eigenen Äußerungen war etwas von dem Schwunge ihres Lieblingsdichters eigen. Verfolgt von den Regierungen, die ihre Bestrebungen für staatsgefährlich hielten, vielfach verhöhnt von den Zeitgenossen wegen ihrer nach deren Meinung utopischen Ideen, hatten die Burschenschafter dennoch eine reiche und herrliche Jugend, die ihren verklärenden Schimmer bei vielen bis ins späte Alter hineinstrahlte. Wohl denen, die wie Strackerjan noch die Erfüllung ihrer Jugendträume und Hoffnungen erleben durften und denen die Worte des Fürsten Bismarck hätten gelten können, welche er bei seinem Besuche im Jahre 1892 dem Burgkeller widmete, wo sie unter Glas und Rahmen zu sehen sind: „Ich wünsche der Burschenschaft ein fröhliches Gedeihen. Sie hat eine Vorahnung gehabt, doch zu früh. Schließlich haben Sie doch Recht bekommen.“ —

Im Oktober 1839 verließ Strackerjan die Universität Jena, um nach Berlin überzusiedeln. Nicht leichten Herzens verließ er die Stadt, mit der er durch den zweijährigen Aufenthalt aufs engste verknüpft war, wo er Freundschaften für's Leben geschlossen und Erinnerungen glücklichster Art gewonnen hatte. Die Reise ging mit der Post über Halle und dauerte von dort bis Berlin 16 bis 17 Stunden. Auf der Strecke Potsdam—Berlin, wo vor Kurzem die Eisenbahn eröffnet worden war, trat Strackerjan, dem neunzehnjährigen, zum ersten Male die Dampfkraft in dieser Anwendung entgegen; die Entfernung von etwa 4 Meilen wurde in dreiviertel Stunden zurückgelegt. Die Maschine zog 5 Wagen, in denen je 30 Personen Platz fanden; da der Zug nun drei Mal hin und her fuhr, bedeutete dies bei voller Besetzung einen täglichen Transport von etwa 840 bis 900 Personen, welche Zahlen Strackerjan gewaltig imponierten. In Berlin angekommen mietete er sich für 5 Taler monatlich ein Dachstübchen und hatte das



Glück, bei einer freundlichen, mütterlich sorgenden Wirtin unterzukommen.

Auch in Berlin traf Strackerjan sogleich einen größeren Kreis von Landsleuten, trotzdem aber fühlte er sich anfangs in der großen Stadt beengt und wenig heimisch. Es boten sich zunächst nur die rein äußerlichen Anregungen des großstädtischen Lebens und nichts wirkte auf sein Gemüt, nicht einmal die Feier des Reformationsfestes, die er in den ersten Berliner Tagen mit erlebte. Den Hauptakt dieser Feier bildete die Teilnahme der städtischen und der höheren Staatsbehörden am Abendmahl in beiderlei Gestalt, durch welchen Akt die Stadt und der Staat 1539 ihren Protestantismus bekannt hatten. In einem Zuge von etwa 300 Personen gingen die Behörden unter Begleitung von Musik und Gesang vom Kölnischen Rathause zur Nikolaikirche und so wenig dem Auge auch hierdurch geboten wurde, hatte sich doch eine ungeheure Menge von schaulustigen Menschen angesammelt. Die Schutzleute zu Pferde und zu Fuß hatten alle Hände voll zu tun, um die Ordnung aufrecht zu halten und mußten fast fortwährend Personen auf die Wache führen. Am Abend des Reformationsfestes fand in der Garnisonkirche für die Gründung eines Stipendiums eine Aufführung des Messias statt. Das Gedränge der Menschen, um eine Eintrittskarte zu erhalten und in die Kirche zu gelangen, war ungeheuer. „6000 Bürger sind so viel wie ein halber Prinz“ sagte bei dieser Gelegenheit im Gedränge ein neben Strackerjan stehender Bürger, als für einige hohe Häuser Gassen gemacht wurden. Die Aufführung, besonders der Chöre war ausgezeichnet, aber Karl verließ schon nach dem ersten Teil die Kirche, aus Furcht vor einer Ohnmacht, die ihn früher bei ähnlicher Gelegenheit befallen hatte. 6000 Personen sollte die Kirche fassen, wieviele aber hineingelangten, war nicht zu berechnen und nur mit Mühe konnten die Gendarmen während des Konzertes für Ordnung sorgen. Ungezählte Personen wurden ohnmächtig. Nach Beendigung des Konzertes brachte man dem Prorektor der Universität einen Fackelzug dar, der aber nach Strackerjans Meinung sehr mäßig verlief, weil er ohne Zusammenhang mit der Feier war und ohne Prunk und die von Sena gewohnte Ordnung. —



In den kirchlichen Kreisen Oldenburgs hatte man zu jener Zeit keine große Meinung von den Berliner Predigern; man hielt sie für „Nebler und Schwebler“, sodaß Christian Friedrich Str. befürchtete, sein Sohn würde in dieser Beziehung von Berlin keine großen Vorteile haben. Auch war er nicht ohne Besorgnis, daß Karl sich ex professo mit der Hegelschen Philosophie abgäbe, die nach seiner Meinung so sehr den ganzen Menschen in Anspruch nähme, daß ein anderes Studium kaum mit Ernst dabei zu betreiben sei. Karl war jedoch mit den Berliner Verhältnissen zufrieden und meinte, auch von den Predigten viel lernen zu können, selbst dann, wenn er nicht den Standpunkt des einzelnen Predigers teilen würde. Schon damals trat seine duldsame und ausgleichende Art, die Jedem das Seine zu geben suchte und die ihn später manche Schärfe glätten ließ, deutlich hervor. Strackerjan meinte, daß man doch nie so kraß denken dürfe, als ob die eigene Auffassung unfehlbar sei, und als ob die gegenteilige nichts Wahres enthalte, von dem man lernen könne!

In theologischen Kollegien hörte Karl Dogmatik bei Twisten, Genesis bei Batke, Moral bei Neander<sup>1)</sup> und Homiletik bei Strauß. Unter diesen gewann Neander den größten Einfluß auf Strackerjan, weil er, was er dachte, zugleich auch fühlte. Gerade beim Vortrage der Moral mußte diese Wahrnehmung den Hörer besonders wohlthuend berühren. Bei den Vorlesungen Strauß' und Twistens wurde man unwillkürlich daran erinnert, daß man sich in Preußen befinde, und es schien Strackerjan kein gutes Zeichen für eine vorzutragende Wissenschaft, wenn sie wie bei jenen beiden nach einer politischen Elle zugeschnitten werde. So sehr nun Strackerjan auch die Berechtigung der verschiedenen Auffassungen auf theologischem Gebiet anerkannte, so sehr ihm die Freiheit der Forschung, die Begründung des Christentums auch außerhalb desselben schon damals als Notwendigkeit erschien, so hatte diese Verschiedenheit der Richtungen dennoch bei ihm einen inneren Zwiespalt hervorgerufen, wie er bei tiefer angelegten Naturen in jenen Jahren so häufig einzutreten pflegt. Gerade jetzt entbehrte Strackerjan doppelt schwer den

---

<sup>1)</sup> Eigentlich David Mendel, geb. 1789 zu Göttingen, getauft 1809, gest. 1850 als Professor zu Berlin.



Jenaer Freundeskreis, wo durch die gemeinsame Aussprache manche Unsicherheit gehoben, mancher Stachel im Keime beseitigt worden war. Der schriftliche Gedankenaustausch konnte hierfür nur schwachen Ersatz bieten; dennoch half der Zuspruch eines auswärtigen älteren Freundes, eines theologischen Kandidaten, über die ersten Klippen hinweg. Der Freund begriff es nur zu wohl, daß Strackerjan nach den liberalen Ansichten der jenaischen Periode während seines Berliner Studiums auf Widersprüche stoßen würde. Das dürfe ihn aber keinesfalls beunruhigen, fortgesetzte Studien würden wieder Licht und Klarheit bringen. Es müsse an dem Grundgedanken festgehalten werden: das Vernunftgemäße ist das Wahre und der Glaube an die allwaltende Liebe des Weltregierers bleibe die Grundlage seines Studiums. Von den Aufschlüssen der Philosophie möge Strackerjan nicht allzuviel erwarten. Positives Wissen für das Examen solle er durch Exegese, Dogmatik und Dogmengeschichte erwerben, aber die Untersuchung der objektiven Wahrheiten der Dogmen und der Schriftsteller unterlassen, weil viele Schwierigkeiten sich bei reiferem Urtheil von selbst auflären würden. „Schrift und Dogmatik enthalten bei vieler Spreu nur wenig Goldkörnlein, aber sie enthalten doch diese Goldkörnlein und aus diesen ist der große Baum des Christentums gewachsen, in welchem unsre ganze europäische Bildung wurzelt. Deshalb merke dir: wenn du trittst, um auf der Kanzel der Lehrer des Volkes zu werden, dann verbanne aus deinen Reden alles Philosophische; deine Sprache und dein Gedanke sei biblisch.“

Strackerjans weltchmerzliche Stimmung suchten auch seine andern Freunde zu bekämpfen, und aus ihrem Zuspruch klingen immer wieder die Ideen der alten Burschenschaftler hervor. Wenn sie sagten, „wir müssen uns selbst tüchtig auszubilden suchen, um in uns etwas zu erziehen, was den Menschen hält und stützt, wir müssen zugleich anderen den selbstsüchtigen Sinn zu nehmen trachten,“ so ist Strackerjan diesen Ideen während seines ganzen Lebens treu geblieben, ja, man hätte von ihm vielleicht sagen können, daß er seinen eignen Vorteil gar zu wenig wahrgenommen.

In Strackerjans Berliner Kreisen wurden alle Zeitereignisse aufs lebhafteste besprochen. Einer seiner Tischgenossen, der selbst einige



Zeit Zensor gewesen, mußte von der Zensur manche Anekdoten zu erzählen. Als er einmal eine Geschichte für Schulen herausgegeben, und darin einige französische Revolutionsmänner als groß und edel denkend genannt habe, sei dieser Satz gestrichen worden, „denn das Volk dürfe gar nicht wissen, daß bei einer Revolution tüchtige Menschen überhaupt beteiligt sein könnten.“ Um das Amt eines Zensors längere Zeit ertragen zu können, müsse man entweder ein Schuft oder ganz gleichgültig sein; er selber habe während seiner Tätigkeit als Zensor viele Küffel bekommen.

Strackerjan war in Berlin weit mehr als in Jena auf sich allein angewiesen, und einige Empfehlungen an Professoren, durch die er Einblick in die Berliner Geselligkeit jener Zeit gewinnen sollte, waren ihm daher sehr willkommen. Im Hause seines berühmten Landsmannes Mitscherlich<sup>1)</sup> verkehrte ein sehr ausgedehnter geselliger Kreis, der von seinen Gästen große Gewandtheit forderte; die Unterhaltung bewegte sich jedoch nur auf der Oberfläche. Eine andere Art Geselligkeit lernte Strackerjan gleichfalls in Professorenkreisen kennen, wo man zum Tee, nach Berliner Sprachgebrauch „nur Familie“, geladen wurde. Dort verkehrten in zwangloser Weise Künstler, Schriftsteller und Gelehrte, und in dieser geistigen Atmosphäre gewann Strackerjan manchen Einblick in das Berliner literarische Treiben jener Zeit.

Im übrigen lebte Strackerjan bei seinen beschränkten Mitteln anfangs ziemlich zurückgezogen. Christian Friedrich Str. wurde es bei seiner zahlreichen Familie damals überaus schwer, Karls Wechsel immer rechtzeitig aufzubringen, denn neben der herrschenden Teuerung erhöhte noch die Ungunst der damaligen Geldverhältnisse seine finanziellen Schwierigkeiten. Um preußisches Geld einzuwechseln mußte man Aufgeld geben und das fremde Geld verlor in Berlin von seinem Wert, wovon wir uns in unserer Zeit der festen Markwährung kaum mehr eine Vorstellung machen können. Das preußische Courant war in Oldenburg fast verschwunden, und Kassenscheine waren garnicht zu haben. Manche Familien hatten sich eine Art System gebildet, um beim Einwechseln des Goldes keinen Schaden

<sup>1)</sup> Gilhard M., geb. 1794 zu Neuende bei Jever, gest. 1863 in Berlin. Sein Hauptwerk ist sein Lehrbuch der Geschichte der Chemie.



zu leiden, indem sie mittelst Holzbüchern bei ihren Lieferanten das Geld aufsummen ließen, das sonst bar bezahlt wurde.

Unter den Oldenburger Geschehnissen verfolgte Strackerjan mit besonderer Theilnahme die dortigen Schulverhältnisse, welche große Veränderungen verlangten; vor allem hatte sich dort das Bedürfnis nach einer höheren Bürgerschule herausgestellt, mit deren Einrichtung aber immer noch geögert wurde, während z. B. in der damals so rührigen Stadt Barel durch größere Geldzeichnungen schon der Anfang zu einer solchen Schule gemacht war. Strackerjans Interessen wurzelten also in der Heimat weiter fort; dennoch empfand er eine gewisse Scheu, demnächst für immer dorthin zurückkehren zu müssen und sich in den kleinen Verhältnissen festhaft zu machen, wie es wohl manchem jungen Mann ergehen mag, wenn er sein bisher so freies Dasein nunmehr auf einer festen Grundlage aufbauen soll.

Bei längerem Verweilen in Berlin suchte Strackerjan noch mehr als bisher von den Anregungen der Großstadt Nutzen zu ziehen. Unvergeßliche Eindrücke gewann er durch die vollendete Aufführung von Faust und Emilia Galotti im preußischen Hoftheater. Die Darstellung des Mephisto durch den berühmten Seydelmann wirkte erschütternd, weil er als Teufel so menschlich war, während man sich früher im allgemeinen die Darsteller auf einem Rothurn schreitend dachte, wenn sie eine Idee verkörpern sollten. Einige jugendliche Nachbarinnen störten Karls andächtigen Genuß; sie kokettierten mit der Mißbilligung dessen, was ihnen für ihre Ohren nicht passend zu sein schien. Strackerjan dagegen meinte, daß man bei den Kürzungen im Text schon viel zu viel auf höfische und Frauenohren Rücksicht genommen hätte, und daß der zu Hause bleiben müsse, welcher den Faust nicht ungekürzt vertragen könne. In Emilia Galotti gab Seydelmann Marinelli und die Grelinger die Orsina; das Zusammenspiel der beiden großen Darsteller war so packend, daß Karl vor Freuden seine Mütze nach Jenaer Gewohnheit in die Luft geworfen hätte, wenn ihn das Klatschen des Publikums nicht noch rechtzeitig zur Besinnung gebracht. Ein Ballet von Taglioni entsprach wenig Strackerjans Geschmack; es spielte in Ungarn, aber das Volkstümliche wurde ohne rechtes Verständnis



dargestellt und die darin auftretende Tänzerin erschien ihm mehr widerwärtig als schön. Auch eine außerordentlich künstliche Szenerie: Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren auf den Bergen, Schneefall, Mondschein, Einbrechen des Harlekins auf dem Eise u. s. w. bot Strackerjan keinen eigentlichen Genuß. Die Wunder der Technik staunte er an, aber der Aufwand schien ihm dennoch ganz verschwendet zu sein, weil weder Natur noch Kunst durch ihn dargestellt werde. Bei einem Besuch im Volkstheater war für Strackerjan das Publikum der Hauptakteur; dieses gehörte in der Mehrzahl den höheren Ständen an, und es war ihm interessant zu beobachten, wie es inkognito auf dem neutralen Boden seinem Humor die Zügel schießen oder auch eine gewisse Gemeinheit zum Durchbruch kommen ließ.

Unter den verschiedenen öffentlichen Sammlungen Berlins konnte Strackerjan der Königl. Kunstammer durchaus keinen Geschmack abgewinnen, sie erschien ihm nur als ein wahlloses Durcheinander von Gegenständen, bei denen das wirklich Lehrreiche durch viele nutzlose Dinge unterdrückt wurde. Strackerjan selber war es Bedürfnis, alles, was er vornahm, im Zusammenhang mit einem größeren Ganzen zu bringen, es einer Idee unterzuordnen.

Neben derartigen Interessen mehr künstlerischer Art lag Strackerjan damals schon die Volkswirtschaft sehr nahe. Er besichtigte verschiedene industrielle Unternehmungen, z. B. Eisengießereien, und machte mit mehreren Bekannten einen Ausflug nach dem nahen Rüdersdorf, das schon damals durch die Ausnutzung seiner Kalkberge volkswirtschaftliche Bedeutung gewonnen hatte. In der wenig schönen Umgebung fiel ihm die elegante und sorgfältige Ausführung aller zu dem Werk gehörigen Gebäude, selbst der Kalköfen, ganz besonders auf, wie es ihm später immer Vergnügen bereitete, wenn derartige einem größeren Unternehmen dienende Bauten in ihrer Ausführung über das Notwendige hinausgingen und Liebe zur Sache erkennen ließen. Mit warmem Interesse verfolgte Strackerjan in späteren Jahren alle Fortschritte auf volkswirtschaftlichem Gebiet, in erster Linie die Verbesserung der Lebensbedingungen für die unteren Klassen. Auch der Statistik, dieser unentbehrlichen Hilfswissenschaft für die Erkenntnis der gesellschaft-



lichen Erscheinungen, wandte er schon als jüngerer Mann seine Neigung zu.

Im Elternhause war Strackerjan unter dem Einfluß durchaus liberaler Anschauungen groß geworden, die durch das Studium in Sena noch befestigt werden mußten. Verstärkt und in bestimmte Bahnen gelenkt wurden diese Anschauungen durch seine Zugehörigkeit zur Burschenschaft, die zu den Regierungen vielfach in Widerspruch geriet, weil sie sich gegen manches Bestehende auflehnte. Wenn Strackerjan zeitweilig eine führende Rolle, obschon auf kleinem Gebiet, im politischen Leben zufallen sollte, so wurde die notwendige Opposition bei ihm aber sehr bald durch einen Zug zur Ausgleichung gemildert, und die Pietät für Vergangenes und Bestehendes ließ seine Bestrebungen im Gegensatz zu den radikalen Elementen nicht über den Bereich des Möglichen und Erreichbaren hinausgehen.

Wie sehr Ende der dreißiger Jahre die Studenten den Argwohn der Regierungen fühlen mußten, weil die liberalen Ideen bei ihnen überall auf fruchtbaren Boden gefallen waren, beweist u. a. ein Vorfall in Göttingen. Hier wurden drei Studenten, die Weihnachten dorthin auf Besuch gekommen, sofort aufs Amt geladen und ausgewiesen, „da es verdächtig sei, zu dieser Zeit nach Göttingen zu kommen.“ Es hatte sich nämlich dort eine Opposition gegen die früheren studentischen Verhältnisse gebildet. Auch der Berliner Student hatte unter jenem Argwohn zu leiden; wenn er nicht gerade der Sohn eines Ministers war, mußte er sich hüten, mit irgend einer öffentlichen Person in zu nahe Berührung zu kommen. Wegen Mißhandlung eines Postens erhielt in Berlin ein Studierender sechs Monate Festung; dagegen wurde die Klage wegen eines ähnlichen, nur viel schlimmeren Vergehens der Söhne des Ministers v. Mühler an das Universitätsgericht zurückgewiesen, dessen Entscheidungen durchaus nicht immer dem Rechtsgefühl der Studentenschaft entsprachen.

Im Jahre 1840 erlebte Strackerjan in Berlin den Thronwechsel, der zu reichlichen Betrachtungen Anlaß gab. Die Mängel des herrschenden Regierungssystems lagen in den dreißiger und vierziger Jahren klar vor aller Augen, was gerade auf die mitten



in den Ereignissen stehende akademische Jugend einen tiefgehenden Einfluß ausüben mußte. So wenig nun eine zu frühe Kritik der Jugend förderlich sein mag, die damaligen Verhältnisse mußten sie notwendig zu tieferem sittlichen Ernst hinleiten, weil jeder unter ihr sich als ein Glied des Ganzen fühlte, verpflichtet, sich selbst zur höchsten Ausbildung emporzuarbeiten, um der Allgemeinheit einst den größtmöglichen Nutzen bringen zu können.

#### 4. Aus der Kandidatenzeit.

Als Strackerjan im Jahre 1840 die Universität Berlin verließ, war er schon ein in sich fertiger Charakter, dessen Grundanschauungen feststanden, und dem auch die kleinen vervollständigenden Züge nicht fehlten. In den Oldenburger Kreisen erwartete man nicht wenig von seiner künftigen Tätigkeit und auch der Großherzog hatte früher durch eine Beihilfe zum Studium zu erkennen gegeben, daß er sich in Strackerjans Person einen tüchtigen Zuwachs seines Beamtenstandes versprach. Niemand aber erkannte Karls Fähigkeiten und Charaktereigenschaften besser als seine Lieblingschwester Johanne.<sup>1)</sup> Sie wünschte, „daß er sich sein reines und treues Herz so wie bisher bewahren und es allezeit offen darlegen möge.“ Große Gelehrsamkeit dünkte sie für einen Seelenhirten, der seine ihm anvertrauten Menschen veredeln solle, viel weniger notwendig als Charakterbildung, und so erschien ihr der Bruder für seinen zukünftigen Beruf wohl vorbereitet. Am Schluß seiner Universitätszeit empfand Strackerjan selber es mit einiger Befriedigung, daß diese Jahre seinen Blick geweitet und ihn mehr gelehrt hatten, als sein ganzes bisheriges Leben. Nur der Gedanke an das Examen verursachte ihm Unbehagen, da er fürchten mußte, seine Eltern zu enttäuschen. Bei den sehr beschränkten Mitteln mußte er seine Studien mit dem frühesten Zeitpunkte beendigen und

<sup>1)</sup> Verheiratet mit dem Amtmann Rasmus zu Brake.  
Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans.



konnte seine theologischen Kenntnisse nicht mehr vervollständigen, die er über der allgemeinen Ausbildung etwas vernachlässigt hatte.

Im August 1840 trat Strackerjan die Rückreise nach Oldenburg an, wo er nach dreitägiger Reise anlangte. Mit welcher Freude wird er im Elternhause begrüßt worden sein, vor allem von der treuen Mutter, die ihn während drei langer Jahre ununterbrochener Abwesenheit unter vielen Sorgen entbehrt hatte!

Erst nach Ablauf eines Jahres, das er im Elternhause verbrachte, legte Strackerjan sein erstes theologisches Examen ab. Mit den Universitätsgenossen blieb er weiterhin in eifriger Verbindung. Eigentümlicher Weise trat bei seinen Freunden im theologischen Beruf Strackerjans verallgemeinernde Richtung gleichfalls in hohem Maße hervor, wie sie dem Streben der Burschenschaftler nach allseitiger Ausbildung des Menschen entsprach, das seinen größten Einfluß in sittlicher Beziehung suchte. Es ist für die Gesinnung der Freunde bezeichnend, daß sie sich in ihren Briefen gegenseitig ermahnten: „Jeder möge an sich arbeiten, daß sie sich freuen könnten, wenn sie nach Jahren einst sich wiedersehen würden.“ Auch standen sie sich in ihren geistigen Nöten treulich bei, wenn sich einmal Zweifel einstellen wollten, und sie tauschten ihre Meinungen aus über die Kirche und über deren Aufgaben im Leben, die ihnen bisher noch vernachlässigt zu sein schienen.

Die Freunde berichteten auch über Jenaer Vorgänge, daß sich bald nach Strackerjans Abgang der Fürstenteller vom Burgkeller getrennt hatte,<sup>1)</sup> und daß die Studenten dort nach wie vor ihre Meinungen in der Öffentlichkeit freimütig zum Ausdruck brachten. So hatten sie aus Anlaß eines Fackelzuges eines Tages auf dem Marktplatz Holz aufgeschichtet, um der Sitte gemäß am Schluß ihre Fackeln zu verbrennen. Der Stadtrichter ließ es aber entfernen, worauf die Studenten sofort eine große Menge Holz aus der Umgegend herbeischaffen ließen, das sie dann anzündeten. Hiermit noch nicht genug, brachten sie dem mißliebigen Manne ein Pöreat und warfen ihm die Fenster ein. Der Stadtrichter berichtete über diese Vorfälle nach Weimar, doch war die Bürger-

---

<sup>1)</sup> Vergl. die Anmerkung zu Domrich S. 34 und Friedrich Hofmann S. 19.



schaft auf Seiten der Studenten und freute sich über die Demütigung des Mannes, von dem sie sich schon vieles hatte gefallen lassen müssen.

Im Gegensatz zu solchen freien Meinungsäußerungen gegenüber der Autorität des Beamtentums zeigten sich in den maßgebenden Kreisen der Stadt Oldenburg noch kaum liberale Ansichten. Die Juristen vertraten dort die Stelle des im Herzogtum fast gänzlich fehlenden Adels, der ja meistens konservativen Anschauungen huldigt. Der Großherzog Paul Friedrich August, welcher sich großer persönlicher Beliebtheit erfreute, war übrigens vom besten Willen beseelt und bestrebt, seinem Lande nach den verschiedensten Richtungen zu nützen. Nach der Art dieser Bestrebungen mußten sie aber in erster Linie seiner Hauptstadt zu gute kommen und die Folge war, daß die Verbreitung der liberalen Ideen und der Wunsch nach Änderung der Staatsverfassung zuerst vom Oldenburger Lande und besonders von der Stadt Fever ausgingen. Strackerjan mußte es nach seiner Rückkehr von der Universität sehr fühlbar werden, daß das Oldenburger Philistertum jede liberale Ansicht verkehrte und sogar so weit ging, bei einem politisch-literarischen Streit, in den auch Strackerjan, wenn auch anonym, seine Stimme hineinwarf, eine Art Inquisition auszuüben. Zu jener Zeit sonderten sich im allgemeinen alle Kreise Oldenburgs von einander ab, nur die „Liedertafel“ bildete hiervon eine Ausnahme. Zwar gehörten ihre Mitglieder vorwiegend den besseren Ständen an, aber Alt und Jung verkehrte dort in zwanglosester Weise, und auch dem Jüngsten stand das Recht der freien Meinungsäußerung zu. Als die Königin Amalie von Griechenland, die Tochter Paul Friedrich Augusts, 1841 zum Besuch in ihre alte Heimat kam, wurde ihr ein glänzender Empfang bereitet und die Liedertafel wollte ihr ein Ständchen bringen. Der einzige, der dagegen stimmte, war Strackerjan, der auf der Universität etwas von der damals allgemein herrschenden Fürstenverachtung eingesogen hatte, und der nicht einsehen konnte, „weshalb die junge Königin so maßlos mit Ehrenbezeugungen überschüttet werde.“ Er verstieg sich sogar zu der Äußerung, die Königin finde in Deutschland zwar kein Athen, aber wenigstens ein Abdera, was man ihm gewaltig übel nahm.



Die Liedertafel spielte zeitweise in Oldenburg eine große Rolle, und mit Recht; sie zeichnete sich besonders unter ihrem begabten und tüchtigen Dirigenten Albert Közler, einem nahen Freund des Strackerjanschen Hauses, durch eifriges musikalisches Streben aus, und ihre Mitglieder bildeten zugleich einen geistig sehr angeregten Kreis. Außer der Liedertafel war Strackerjan Mitglied des Singvereins, der hauptsächlich Oratorien zur Aufführung brachte, und in einem Dilettantenverein für Orchestermusik spielte er die Bratsche. Oldenburg bot also schon damals mancherlei musikalische Anregung. Trotz seiner Jugend unternahm Strackerjan im Winter 1841 die Veranstaltung eines Wohltätigkeitskonzertes zum Besten der Überschwemmten,<sup>1)</sup> das einen großen Ertrag hatte. Um dem Erfolge nicht zu schaden, was Strackerjan bei seiner Jugend fürchtete, wurde sein Name nicht dabei genannt. Das Programm entsprach jedoch mit Kompositionen von Bach, Händel u. s. w. ganz seiner musikalischen Geschmacksrichtung.

Unter den Zeitfragen, die zu Anfang der vierziger Jahre in Oldenburg besonders lebhaft erörtert wurden, stand die Sache der Mäßigkeitsvereine schon länger im Vordergrund, und es war für den Gebildeten fast unmöglich, nicht bestimmte Stellung zu ihr zu nehmen. Strackerjan ließ sich dafür gewinnen, obwohl er der Sache zuerst mit einiger Voreingenommenheit gegenüber gestanden hatte, und wie es seiner Natur entsprach, wenn er etwas für Recht erkannt hatte, trat er auch sogleich mit in den Kampf hinein. Bei so mannigfachen Interessen, die neben der Vorbereitung für das Examen herliefen, war das Jahr im Elternhause rasch vergangen. Im September 1841 nahm Strackerjan die Stelle eines Hauslehrers bei dem Amtmann Lauw in Rastede an. Im Oktober bestand er sein Tentamen und trat dann sogleich in seinen neuen Wirkungskreis ein.

Leicht waren die Aufgaben nicht, die den jungen Kandidaten auf dem noch unbekanntem Gebiet erwarteten. Von den Kindern des Amtmanns hatte er anfangs vier zu unterrichten, darunter

---

<sup>1)</sup> In niedriger gelegenen Distrikten des Oldenburger Stadtgebietes hatte das Wasser damals viel Unheil angerichtet; am Stau war die Hunte derartig über ihre Ufer getreten, daß die Familie Str., welche dort in dem jetzt Lesebergschen Hause wohnte, nur zu Schiff das Haus verlassen konnte.



zwei für die Sekunda vorzubereiten, und außerdem nahmen zwei fremde Kinder am Unterricht teil. Dieser umfaßte fast sämtliche Fächer, nämlich Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch und Deutsch, Mathematik und die Realien. Nur der Schreibunterricht wurde von einem andern Lehrer erteilt. Im ganzen hatte Strackerjan wöchentlich 32 Schulstunden zu geben und daneben auch in seiner freien Zeit sich der Kinder anzunehmen. Mit jugendlicher Begeisterung trat er an diese mannigfaltigen Aufgaben heran, und er wußte sie so zur Zufriedenheit zu lösen, daß eine seiner Schülerinnen später bekannte, wohl bei keinem Lehrer so viel gelernt zu haben, als bei dem Kandidaten Strackerjan. Bei alledem fand er noch Zeit, in Rastede das Interesse für die Musik zu fördern; er wurde Leiter des dortigen Singvereins und versuchte eine Liedertafel ins Leben zu rufen. Damals waren zahlreiche Sängersfeste an der Tagesordnung, die teils von den Vereinen der engeren Heimat, teils von den Liedertafeln Nordwestdeutschlands veranstaltet wurden, und Strackerjan war als Festordner bei einem solchen Fest der vereinigten Liedertafeln in Rastede tätig. Derartige Veranstaltungen hatten früher weit größere Bedeutung als heute. War die Neigung, Vereinigungen zu schließen infolge der politischen Verhältnisse überhaupt besonders stark, so traf dies für die Männergesangsvereine in doppeltem Maße zu. Gemeinschaftlicher Gesang verstärkt die mit dem Vereinsleben verbundene Verbrüderung, und da nun die Liedertafeln zu jener Zeit in erster Linie das patriotische Lied pflegten, mußten sie einer der Hauptträger der politischen Bewegung werden.

Neben seiner eigenen eifrigen Anteilnahme am musikalischen Leben lag Strackerjan bei Beginn seiner schulmännischen Laufbahn die Musik als Erziehungsmittel ganz besonders am Herzen und er suchte bei seinen Schülern den musikalischen Sinn zu wecken, bei den Erwachsenen ihn zu veredeln; daneben machte er an den Rasteder Schulkindern praktische Versuche, was die Schule auf diesem Gebiet zu leisten vermag. Diese Versuche fielen so gut aus, daß er der musikfreudigen und kinderliebenden Großherzogin Cäcilie<sup>1)</sup> durch die

---

<sup>1)</sup> Tochter des Königs Gustav IV. von Schweden, geb. 22. Juni 1807, seit 1831 Gemahlin des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg. Sie starb am 27. Januar 1844.



Schulkinder vorsingen lassen konnte und gebeten wurde, an dem Geburtstage der Großherzogin ein Kinderfest zu veranstalten. Auch theoretisch befaßte sich Strackerjan mit der Frage der musikalischen Erziehung und er lieferte 1843 für die „Oldenburger Blätter“, die sein Vater redigierte, den Beitrag: „Pädagogisches zur Musik“. Dem Aufsatz hatte er das Wort Luthers vorangestellt: „Die Musik ist eine Gabe und ein Geschenk Gottes, die den Teufel vertreibt und die Leute fröhlich macht, da man dabei alles Zorns, Hoffart und anderer Laster vergißt.“ Strackerjan spricht sich in dem Aufsatz in folgender Weise aus: Die Musik soll nicht als Magd, sondern um ihrer selbst willen in den Schulen geübt werden, denn als Hebel für die Volksbildung ist sie von größter Wichtigkeit. Um aber den musikalischen Sinn bei der Jugend zu wecken, ist nur das Volkslied und für den ersten Anfang das Kinderlied geeignet, nicht jene schale Kost des gesuchten volkstümlichen, bei der es sich ähnlich verhält, wie wenn einer kindlich sprechen will; er wird dann kindisch. Ganz ungeeignet für den ersten Unterricht sind die Choräle, man sollte sie nicht eher singen lassen, als bis dies in harmonischer Verbindung möglich ist. Leider fehlt dem Bewohner des norddeutschen Flachlandes, dessen Charakter durch die schwere Luft seiner Heimat und durch deren Lebensverhältnisse beeinflusst wird, der unmittelbare Anreiz zur Musik, wie ihn der Bergbewohner in der frischen Luft seiner Berge empfindet; ihm quillt der Gesang aus der Brust, wie dem Vogel, der seine Empfindungen darin ausströmen läßt. Schon Guido von Arezzo sagt um das Jahr 1000: Die Chauten singen wie die Esel. Um so mehr muß die Volksschule sich bemühen, die natürlichen Anlagen zu fördern und zu unterstützen. — Dieser Aufsatz „Pädagogisches zur Musik“ fand in den maßgebenden Kreisen Anklang und die Schulbehörde erbat sich infolge der darin entwickelten Grundsätze Strackerjans Rat bei der Auswahl eines Liederbuchs für die unteren Klassen.

1852 schrieb Strackerjan für die „Severländischen Nachrichten“ (Nr. 6, Nr. 7) einen Aufsatz mit ähnlichen Grundgedanken: „Über Förderung des Volksgesanges.“ Er führte darin aus: Neben der Pflege des Volksliedes auf den Schulen können auch schon die Dreh-



orgeln für dessen Verbreitung sorgen, die dem Landbewohner heute noch vielfach fast die einzige musikalische Anregung bieten, und deren Einfluß dadurch tiefer ins Volk eindringt, als man dem auf so niedriger Stufe stehenden Instrument zutrauen sollte. Eine wahrscheinlich in Köln erlassene Verordnung, die Strackerjan zufällig zu Gesicht gekommen war, wollte die Drehorgeln im Interesse ihrer Reinheit unter Beaufsichtigung stellen. Dadurch kam Strackerjan auf den Gedanken, ob nicht auf das Repertoire der Drehorgel ein gewisser Einfluß ausgeübt werden könne. Neben den wenigen Volksmelodien, die in aller Munde sind, bringt sie meistens pikante und frivole Sachen und macht so fades und unsinniges Zeug zum Eigentum des Volkes, an dessen Stelle besseres treten könnte. Unter ersterem ist wohl der eigentliche Gassenhauer zu verstehen, welcher für Strackerjan allerdings etwas seinem innersten Wesen Widerstrebendes war.

Bald war es Strackerjan trotz der an sich schwierigen Stellung des Hauslehrers gelungen, in vollem Maße das Vertrauen der Familie Lauw zu gewinnen. Sein natürliches Taktgefühl kam ihm hier zu gute, und der Rat des Vaters wies ihm gelegentlich den richtigen Weg für seine Tätigkeit. Christian Friedrich Str. hielt es für wünschenswert, daß Karl nicht zu kurze Zeit auf diesem seinem ersten Versuchsfelde tätig sei, damit er einen genügenden Überblick über die Früchte seiner eigenen Lehrmethode gewinnen möge. Strackerjans pädagogische Tätigkeit beschränkte sich übrigens keineswegs auf den unmittelbaren Unterricht, vielmehr suchte er den Gesichtskreis seiner Schüler auf größeren gemeinsamen Ausflügen durch Hinweise auf das Allgemeine zu erweitern, wobei seiner Art alles Pedantische und Lehrhafte vollkommen fern lag.

Das Haus des Amtmanns, das nahe der Chaussee und dem Großherzoglichen Palais im Park schön gelegen war, bildete den Mittelpunkt für einen überaus regen Verkehr mit den umliegenden Ortschaften, in erster Linie mit Oldenburg, und wie es in kleinen Orten üblich ist, die früher noch mehr als heute ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten, wußte man sich aus den verschiedensten Anlässen Vergnügen zu verschaffen. So konnte die goldene Hochzeit eines Mitbürgers ein Fest für den ganzen Ort werden.



In jener Zeit der Vereine herrschte auch in dem kleinen Rastede in dieser Beziehung reges Leben. Es war selbstverständlich, daß man sich hierfür die wenigen studierten Leute heranzuziehen suchte, zumal wenn sie, wie Strackerjan, jung und unternehmungslustig waren. Christian Friedrich Str. warnte seinen Sohn, ohne äußersten Zwang sich als Vereinsvorstand anwerben zu lassen. Anfangs mache das Organisieren und Regieren ja viel Freude, bald aber überwiege der Ärger in den meisten Fällen. Denn wenn man selbst ganz bei der Sache sei, verlange man dies auch von anderen; die meisten Leute aber wollten nur dabei sein, ohne etwas für die Sache zu arbeiten, und freuten sich, wenn es Narren gebe, die dies für sie besorgten. Trotzdem, und obwohl Strackerjan die rechte Begeisterung für die Sache fehlte, blieb ihm nichts übrig, als dem Vorstand des Rasteder Enthaltensvereins beizutreten. Als Anfang August 1843 in Hamburg eine Versammlung der Deputierten aller deutschen Mäßigkeitsvereine stattfinden sollte, kam man in Rastede überein, daß Strackerjan als Vertreter des Rasteder Vereins nach Hamburg gehen müsse. Die Reisekosten wurden durch Sammelliste gedeckt, und in Gemeinschaft mit dem Oldenburger Deputierten Rüder, der Strackerjan einen Platz in seinem Wagen überließ, ging die Reise nach Hamburg vor sich.

Dort hatte vom 5. bis 8. Mai 1842 der große Brand gewüthet, der über 4000 Häuser in Asche legte und durch den fast 20 000 Personen obdachlos wurden. Überall begegneten die Reisenden noch den Spuren des schrecklichen Ereignisses. In Hamburg sah Strackerjan nach längerer Zeit wieder ein Ballet, „Toreador“, bei welchem er durch das feenartige Schweben der Tänzerin und die männliche Grazie des Tänzers zum ersten Male einen Begriff von der Schönheit des Tanzes an sich gewann. Denn nach der verkünsteltesten Art des Ballets, wie er es in Berlin kennen gelernt, hatte ihn immer der Gedanke gestört, daß für den größten Teil des Publikums die Reize desselben nach einer bestimmten Richtung lagen.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> In neuester Zeit hat bekanntlich die Amerikanerin Fjadora Duncan unter Anlehnung an die griechische Plastik eine Reform des Tanzes anzubahnen



Die Versammlungstage der Deputierten wurden am 11. August durch eine Predigt in der Katharinenkirche eingeleitet, die abweichend von den sonst so gleichförmigen Predigten der Mäßigkeitsvereiner durch besondere Beziehungen Interesse zu erwecken vermochte. Es wurde u. a. des großen Brandes Erwähnung getan und man erinnerte an den vor 1000 Jahren geschlossenen Vertrag von Verdun, dessen Jahrestag am 11. August in den Kirchen Hannovers und Preußens gefeiert wurde. Es war später eine besondere Eigentümlichkeit Strackerjans, bei der Feier von Gedenktagen innerhalb seiner Schule diese mit früheren geschichtlichen Ereignissen und Parallelen in Verbindung zu bringen. Die Versammlungen des Vereins fanden in den verrufensten Gegenden Hamburgs statt und waren von etwa 2500—3000 Personen besucht. Zum Präsidenten wurde der Pastor Böttcher aus Immenrode gewählt, in welchem Strackerjan einen Geistlichen mit durchaus harmonischem Wesen kennen lernte, wie man es selbst bei den Besten so selten antrifft. Seine Rede floß dahin wie ein belebender Quell und alle theologischen Streitfragen wußte er in seiner Rede so zu verarbeiten, daß er keinem aus der buntgemischten Gesellschaft etwas Fremdartiges sagte, sondern alle befriedigte. Einer der interessantesten Teilnehmer des Hamburger Kongresses war der katholische Kaplan Seling, dessen Humor an den des Kapuziners in Wallensteins Lager anklang. Am Schluß der Versammlung wurden einige Thesen aufgestellt; sie enthielten für die Mitglieder des Mäßigkeitsvereins das Verbot des Branntweingenußes, das Verbot, an andere Personen Branntwein zu verabreichen, und außerdem wurde den Mitgliedern Mäßigkeit im Genuß des Weines und Bieres anempfohlen.

In den Jahren 1845 und 1847 fanden in Berlin und Braunschweig wiederum Generalversammlungen der Mäßigkeitsvereine statt, aber das Jahr 1848 mit seinen politischen Wirren verhinderte nicht nur eine in Görlitz angelegte Versammlung, sondern übte auch sonst einen äußerst störenden Einfluß auf diese Bestrebungen aus, sodaß sie bald völlig zurücktraten. Welche Bedeutung die Mäßig-

---

versucht; ihr ruhiger, das Körperliche veredelnder Tanz wird den verlorenen Sinn für die wahre und natürliche Schönheit des menschlichen Körpers wieder neu zu beleben vermögen.



keitsvereine zu jener Zeit besaßen, geht aus ihrer Mitgliederzahl hervor. 1846 gab es in Deutschland 1232 Mäßigkeitsvereine mit einer Million Mitglieder und 140 „Hoffnungsscharen“ (Kinder-Mäßigkeitsvereine). 1843 schrieb Strackerjan in den Oldenburger Blättern (Nr. 45) „Nuch ein Wort über Mäßigkeitsvereine“; dann aber rückte das Interesse an diese Fragen allmählich bei ihm in den Hintergrund.

Ganz besonders hielt Christian Friedrich Str. seinen Sohn mit den Verhältnissen des damaligen literarischen Oldenburg auf dem Laufenden. Vor der allerdings nur kurzen literarischen Glanzperiode, die Oldenburg dem Wirken des hervorragenden Dichters und Dramaturgen Julius Mosen verdankte, war Adolf Stahr wohl der bedeutendste unter den oldenburger Literaten. Er war weniger schöpferisch als kritisch veranlagt, aber seine schriftstellerische Tätigkeit wirkte für Oldenburg außerordentlich fördernd auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet. Strackerjan würdigte Stahrs Verdienste ohne jede Voreingenommenheit, wenn ihm auch dessen Persönlichkeit keine Sympathien einflößen konnte. Schon in Stahrs persönlichen Verhältnissen — er heiratete bekanntlich, nachdem er geschieden war, Fanny Lewald —, lag ein vollkommener Gegensatz zu Strackerjans Natur, dem reine und klare Verhältnisse Lebensbedingung waren.

Mit den literarischen Neuerern, an ihrer Spitze Adolf Stahr, geriet Christian Friedrich Str. gegen das Ende seines Lebens in eine längere und unerquickliche Fehde. Es war dies nicht zu verwundern, da er ausschließlich in der oldenburgischen Literatur heimisch war und in jeder Weise das ältere Prinzip vertrat. Ihm wie seiner ganzen Familie war grade die liebevolle Betrachtung des Vergangenen eigen, und die Neuerer traten bei ihren literarischen Unternehmungen mit einem Pomp in die Öffentlichkeit, welchem deren Bedeutung nicht ganz entsprechen konnte.

Inzwischen hatte Strackerjan seine Lehrtätigkeit immer mehr lieb gewonnen, und in dem gleichen Maße trat der geistliche Beruf bei ihm in den Hintergrund. Durch seinen Briefwechsel mit August Lübben, dessen Inhalt sich hauptsächlich auf kirchliche und Schulfragen bezog, gelangte Strackerjan zu größerer Klarheit über diese Angelegenheiten. Unter anderem hat Strackerjan in die abfällige



Kritik August Lübbens, ein neues Schulgesetz betreffend, lebhaft mit eingestimmt, nach welchem die Züchtigung eines Schülers an das Ende einer Stunde verlegt werden sollte. (!) Die Verhältnisse an den Oldenburger Schulen und die Aussichten für die Lehrer waren in den dreißiger und vierziger Jahren sehr ungünstig, und es mußte sich immer wieder der Gedanke aufdrängen, daß der geistliche Beruf weit mehr materielle Sicherheiten böte. Aber immer mehr erkannte Strackerjan, daß er als Lehrer nutzbringender wirken würde, zumal er eine gewisse Scheu vor dem Predigen schwer überwinden konnte. Zwar hatte er in Rastede und auch später in Zeven verschiedentlich die Kanzel bestiegen, aber der Predigtstil, der sich damals wohl noch ausschließlicher in strengeren biblischen Formen bewegte als heute, sagte doch seiner Art nicht recht zu.

Weihnachten 1843, nachdem Strackerjan sich kurz vorher mit der ältesten Tochter des Amtmanns verlobt hatte, erhielt er von Zeven aus das Anerbieten, von Weihnachten bis Ostern die Verwaltung der Tertia an der dortigen Gelehrtenschule zu übernehmen, damals Provinzialschule genannt und im Jahre 1851 zum Vollgymnasium ausgebaut. Ein vorhergegangener Antrag des Rektors Breier für die Stelle des lateinischen Lehrers an der Bürgerschule zu Oldenburg — an jener Schule, die damals in ihren ersten Anfängen stand und welcher Strackerjan später seine ganze Kraft widmen sollte — hatte sich wieder zerschlagen. Die Annahme jener Zwischenstellung nun führte Strackerjan für lange Zeit nach Zeven, wo er zwanzig Jahre seines Lebens verbringen und viel Glück, aber auch viel Aufregung und schweres Leid erfahren sollte. Der Eintritt in die neue Stellung vollzog sich allerdings unter den angenehmsten Aussichten, besaß er doch große Anhänglichkeit an die alte Heimat, und manche gute Freunde freuten sich herzlich, ihn in ihren Kreis wieder aufnehmen zu können.



## 5. In Jever.

Wie im übrigen Herzogtum waren auch in Jever die Schulverhältnisse längere Zeit unsicher und schwankend gewesen. Schon 1836 anlässlich der Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Stadt Jever hatte der Großherzog 5000 Taler zur Verbesserung der dortigen Provinzialschule gestiftet. Ostern 1844 wurde die Bürgerschule, die während einiger Jahre aus zwei Klassen bestanden hatte, wieder aufgelöst und die Quarta der Provinzialschule, die so lange eingegangen war, wurde von neuem eingerichtet, außerdem eine Realklasse.<sup>1)</sup> An dieser noch unter der Leitung seines früheren Direktors Seebicht stehenden Schule, erhielt Strackerjan Ostern 1844 die Stelle des vierten Lehrers mit der Bezeichnung Präceptor und mit einem Gehalt von 325 Talern Gold. Während der Weihnachtsferien 1845 machte er sein zweites Examen, worauf die Veröffentlichung seiner Verlobung erfolgte. 1846 wurde Strackerjan als vierter Lehrer endgültig angestellt und erlangte durch die warme Fürsprache seines Direktors eine Gehaltserhöhung von 75 Talern Gold, die ihn nach einer vorhergegangenen Zurücksetzung im Amte doppelt erfreute. Im Juli 1846 fand in Rastede Strackerjans Hochzeit statt.

Trotz der kleinen Stadt bot sich dem jungen Paare in Jever ein recht angenehmes Dasein, denn es fand sich ein Kreis von angeregten, originellen Menschen zusammen, die zu einander in enge Beziehung und Wechselwirkung traten. Ehe die Vorwehen der politischen Jahre sich bemerkbar machten, lebte es sich in Jever weit gemüthlicher als in der Residenzstadt Oldenburg, wo durch den Einfluß des Hofes mehr Kastengeist und Konvenienz herrschten. Im Severaner zeigt sich der Charakter des Niederdeutschen besonders scharf ausgeprägt. Als Erbe der alten Sachsen und Friesen besitzt er ein stark entwickeltes Selbstgefühl und Freiheitsbewußtsein, und nirgends sonst im Oldenburger Lande wurde vielleicht an allen Angelegenheiten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens so offene Kritik geübt, wie in Jever. Im Gefühl seines Wertes zeigt

---

<sup>1)</sup> In den Jeverländischen Nachrichten veröffentlichte Strackerjan „Die Quarta als Elementarklasse einer Gelehrtenschule“ 1845, Nr. 17.



sich der Zeveraner offen und arglos. Seine langsame Sprechweise offenbart ein gut Teil Phlegma, das jedoch die Neigung zur Geisteskultur keineswegs ausschließt; vielmehr prüft er mit seinem gesunden Menschenverstande den Zusammenhang der Dinge und gibt sich keineswegs dem Aberglauben hin. Neben diesen Eigenschaften zeigt der Zeveraner einen gewissen Hang zum Wohlleben, besonders Neigung für gutes Essen und Trinken, und liebt es, wenn alles so recht aus dem Vollen gehen kann.<sup>1)</sup>

Im Hause des Präceptors Strackerjan, der auf sein schmales Lehrergehalt angewiesen war, ging es jedoch sehr einfach her; auch die Freunde nahmen mit wenigem Vorlieb, sodaß sich ein reger Verkehr entwickeln konnte. Dem nächsten Freundeskreise gehörte vor allem die Familie des Dr. Löwenstein an, der als Arzt einen bedeutenden Ruf genoß und in Zever verschiedene Reformen auf medizinischem Gebiet eingeführt hat. Während der vierziger und fünfziger Jahre bot Zever bedeutende Anregung durch sein reiches musikalisches Leben, an dessen Spitze Musikdirektor Stiehl stand und das durch die Mitwirkung der Amtmannin von Heimburg besonderen Glanz gewann. Sie war die Tochter des durch seine Originalität bekannten Advokaten Scheer in Zever und eine Schwester der Doktorin Löwenstein,<sup>2)</sup> die durch ihre hausmütterlichen Eigenschaften und durch große Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, von Strackerjan hochverehrt wurde. Trotz ihrer eigenen zahlreichen Familie bereitete Frau von Heimburg<sup>3)</sup> den Zeveranern durch ihren wunder-

<sup>1)</sup> (Vergl. „Einige Züge aus dem Charakter des Zeveraners“; wahrscheinlich von einem Pastor Peters, Oldenburg. Zeitschrift von Halem und Gramberg 1805, später abgedruckt in den Zeverländischen Nachrichten.) — Es mag hier hervorgehoben werden, daß im Verhältnis zur Kleinheit des Landes eine große Anzahl tüchtiger Leute aus Zeverland hervorgegangen sind; als die bedeutendsten sind der Chemiker Gilhard Mitscherlich, der Historiker Friedrich Christoph Schloffer und der Nationalökonom Johann Heinrich von Thünen zu nennen.

<sup>2)</sup> Eine dritte Tochter des Advokaten Scheer, verheiratet an den Kammerrat Toel in Oldenburg, hat sich, beiläufig bemerkt, dadurch bekannt gemacht, daß sie in Oldenburg das Schlittschuhlaufen der Damen einführte, das damals noch für unpassend galt und verpönt war.

<sup>3)</sup> Ihre Tochter war an den Kapellmeister der Newyorker Oper L. Damosch verheiratet.



vollen Gesang, mit dem sie in ihrem öffentlichen Auftreten viele Berufsjägerinnen in den Schatten stellte, ungezählte Genüsse. Als sie im Jahre 1857 starb, wurde ihr früher Tod allgemein beklagt.

Die Stadt Jever, dieses „ultima Thule“, genoß übrigens zu jener Zeit als höchst intelligentes Städtchen auch nach außen hin einen guten Ruf. Es bestand dort sogar ein Shakespeare-Klub, und häufiger wurde durch Vorträge Auswärtiger Anregung dorthin gebracht. Herrschte also in Jever die Neigung für geistige Interessen aller Art, so war andererseits die Abgeschlossenheit des Städtchens der Entwicklung von Originalen besonders günstig. Eine in ganz Jever bekannte Persönlichkeit war die Tante Sch., die schon durch ihre äußere Erscheinung mit ihrem gekrümmten Rücken und den triefenden Augen wahrhaft unheimlich wirken konnte, und in welcher Bosheit und Bigotterie, hämische Chikane mit anscheinender Gütmütigkeit in merkwürdiger Weise gepart waren. Vor dreihundert Jahren wäre sie jedenfalls als Hexe verbrannt worden. Tante Sch. war völlig davon durchdrungen, daß ihr Konto beim lieben Gott besonders stark belastet sein müsse, was sie aber nicht hinderte, mit scharfsinniger Erfindungsgabe immer neue Mittel und Wege zu erfinden, um ihrer Bosheit die Zügel schießen zu lassen, zugleich aber dem lieben Gott ein K für ein U zu machen, damit die Wirkung ihrer Bosheiten wett gemacht würde. Das Gewitter war in ihren Augen nicht nur eine Naturerscheinung, sondern auch Gottes Werkzeug, sein Büttel und Gerichtsvollstrecker. Gegen die Naturkraft suchte sie sich zu schützen, indem sie ein seidenes Kleid anzog, und sich in den tiefen Keller zurückzog; um aber Gottes Strafe zu entgehen, verschaffte sie sich aus der Nachbarschaft ein kleines Kind, das sie auf ihren Schoß nahm — dies unschuldige Wesen mußte ja von Gott geschont werden! Tante Sch. pflegte fast immer mit irgend einer Person auf dem Kriegsfuß zu stehen, und besonders hatte sie es auf die Schulkinder abgesehen, die ihr nach ihrer Meinung nicht genug Ehre erwiesen. Dadurch kam sie auch häufiger in Konflikt mit den Lehrern, so daß sie in Strackerjans Leben während der jeverschen Jahre eine gewisse Rolle spielte.

Die erste Zeit friedlichen Familienlebens begünstigte bei Strackerjan die Pflege seiner verschiedenen Liebhabereien, vor allem



der Sprachforschung, worin er sehr bald durch seinen Bruder Ludwig wirksame Anregung gefunden hatte, dessen wissenschaftlicher Sammeltrieb sich auf dieses und verwandte Gebiete erstreckte. Ein 1847 gedruckter Aufsatz Strackerjans „Warum Zeveraner?“<sup>1)</sup> bezieht sich auf die lateinische Endung *aner* statt *inger*. Die beginnenden Kämpfe der 48er Jahre, die in Zever mit ganz besonderer Heftigkeit geführt wurden, und in deren Strudel Strackerjan mit hineingerissen wurde, drohten alle persönlichen Interessen zu ersticken. 1851 jedoch erschien von ihm in den „Zeverländischen Nachrichten“ ein Aufsatz „vom jeverschen Dialekt“,<sup>2)</sup> der ein weiteres Fortschreiten auf dem Gebiet der Sprachstudien bekundet.

Strackerjan führt in jener Abhandlung ungefähr folgendes aus: Ein Volksdialekt ist um so reiner und charakteristischer, je mehr er von der Schriftsprache abweicht, und um so größer ist auch seine Berechtigung, neben dieser zu bestehen. Das jeversche Plattdeutsch braucht den Vergleich mit den Dialekten der südlichen Nachbarn keineswegs zu scheuen, denn seine Eigentümlichkeiten, die man ihm vorwirft, sind eher Vorzüge. Anders mit dem Hochdeutschen des Zeveraners. Dieses hat durch die vom Plattdeutschen übernommene Färbung durchaus keine Verschönerung erfahren. Bei dem bekannten Spottwort „ick Sünder ut Zeiver“ (Ick sün der ut Zeiver) wissen übrigens die Spötter meistens selbst nicht einmal, ob es sich um Hochdeutsch oder Plattdeutsch handelt. — Wo wird aber das beste Deutsch gesprochen? — So lange wir keine deutsche Hauptstadt, wie Paris oder London haben, die für die feinste Umgangssprache maßgebend sein kann, so lange werden wir dies nicht wissen können; daß dem Zeveraner nicht der Preis der besten Sprache zukommen kann, steht allerdings wohl fest. Wenn wir vom Dialekt sprechen, dürfen wir den Provinzialismus mit diesem Begriff übrigens nicht ohne weiteres gleich stellen. Ersterer ist im Hochdeutschen unbedingt ein Fehler, aber die Provinzialismen mit Maß und richtig gebraucht, sind unter Umständen ein Vorzug. Für viele Schattierungen der Begriffe und Vorstellungen reicht der

---

<sup>1)</sup> Zeverländische Nachrichten 1847 Nr. 19.

<sup>2)</sup> Nr. 6, 7, 8.



Wortschatz des Hochdeutschen nicht aus, während der glücklichste Ausdruck oft im Provinzialismus liegt, ganz abgesehen von den lokalen Gegenständen. Diese Ausdrücke sind oft poetischer, weil sie stärker individualisieren und eindringlicher zum Gemüt sprechen, und daher haben unsere großen Dichter manche derselben in ihre Sprache herüber genommen. Die Umgangssprache, welche solche Provinzialismen nicht ängstlich verschmäht, wird frischer und lebendiger sein, als wenn ihre Worte alle durch Lexikon oder Grammatik belegt werden können. Das wirklich richtige Deutsch muß aber noch von der Wissenschaft erforscht werden; diese muß auf geschichtlichem Wege die lebendige Sprache zu begreifen und die Regel aus ihrer naturgemäßen Ausbildung zu entwickeln suchen. Daß unser Plattdeutsch in demselben Maße an Reinheit und Eigentümlichkeit verlieren muß, als unser Hochdeutsch an Ausdehnung immer mehr gewinnt, das ist ein Schicksal, von welchem in unserem Zeitalter der Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschiffe leider alle Besonderheiten des Volkslebens betroffen werden müssen.

Auf dem engeren Gebiet der Sprachforschung erhielt Strackerjan bedeutende Förderung durch seinen Freund August Lübben, mit dem er in fortwährendem wissenschaftlichen Austausch blieb; zugleich mußten derartige Studien ihn aber zur Erweiterung der Kenntnis von Land und Leuten hinführen, und hierin verfolgte er gleiche Interessen wie seine alten Freunde L. Häußer und F. Hofmann. Schon damals begannen diese beiden Männer auf breitem Boden für die deutsche Einheit zu wirken, ein Bestreben, welches die Zugehörigkeit zur Burschenschaft ihnen als Pflicht ihres künftigen Lebens auferlegt hatte, und die Grundbedingung für die Erfolge der Zukunft sahen sie in der Kenntnis und Pflege der nationalen Eigenart. Hofmann sammelte Beiträge für seinen deutschen Museen-Almanach und erbat sich auch von Strackerjan Beiträge von Volksdichtern „und von solchen, die das Volk lieben.“ Häußer suchte auf Fußwanderungen durch das Großherzogtum Baden u. s. w. die verschiedenen Volksstämme kennen zu lernen, von denen er in der Zukunft die Förderung des nationalen Gedankens erwartete.

Inzwischen schwoll die politische Bewegung der vierziger Jahre in Deutschland mehr und mehr an. In Severland mußte sie durch



die schon erwähnten Eigenschaften seiner Bewohner, sowie durch besondere wirtschaftliche Verhältnisse den günstigsten Boden finden. Wie alle Revolutionen richtete sich der politische Kampf jener Zeit nicht nur gegen die unbeschränkte Herrschaft der Regierungen, sondern auch gegen wirtschaftliche und soziale Mißstände allgemeiner Art, deren Bestehen durchaus nicht den politischen Verhältnissen ausschließlich zur Last gelegt werden konnte. Nachdem im Jahre 1847 wie überall in Deutschland Mißernten gewesen, hatte sich infolge dessen Teuerung geltend gemacht, und die Lage der Arbeiter war sehr traurig geworden. Verbesserungsbedürftig waren auch die sozialen Verhältnisse der großbäuerlichen Grundherrschaften und ihrer Arbeiter in den Marschgegenden und in der Erbherrschaft Zever. Ferner waren auf dem Gebiete des Volksschulwesens Reformen dringend notwendig geworden. Zwar hatte der Großherzog Paul Friedrich August diesem schon manche Förderung zu Teil werden lassen, indem er in Oldenburg unter anderem den Schulbesuch regeln ließ und einen Schulvorstand geschaffen hatte; aber noch immer bestand ein arges Mißverhältnis zwischen der äußeren Stellung des Lehrers und seiner verantwortungsvollen Aufgabe. Wenn der Lehrer alt geworden war, gab man ihm „Substitute“, deren Gehalt er von seinem eigenen schmalen Einkommen mit bestreiten mußte. Bei ungenügenden Leistungen hatte er sofortige Absetzung und im übrigen eine harte Behandlung durch den allmächtigen Superintendenten Böckel zu erdulden, dessen Amtsführung nicht frei von Ungerechtigkeiten war, wenn man ihm andererseits auch Tüchtigkeit und Geist nicht absprechen konnte. Von diesen Mißständen ganz abgesehen, die den Volksschullehrer von selbst in eine Opposition gegen die Regierung treiben mußte, hatte der Liberalismus seinerseits alle Ursache, den Lehrerstand für sich zu gewinnen; denn in dessen Händen lag die Macht, das Wachstum der liberalen Ideen in der Zukunft zu sichern.<sup>1)</sup>

In Zever richtete sich das Bestreben der politischen Bewegung im Jahre 1848 anfangs ganz besonders auf die Einführung sozialer Reformen und in erster Linie auf die Verbesserung der Lage der

---

<sup>1)</sup> Vergl. Pleitner, Oldenburg im 19. Jahrhundert, I. Band S. 480.  
Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans.



Arbeiter. Hierin waren noch alle diejenigen einig, welche sich schon nach kurzer Zeit als erbitterte Gegner gegenüber stehen und als Demokraten und Gemäßigte aufs schärfste bekämpfen sollten. Am 8. März 1848 verpflichteten sich 25 angesehenere Bürger Jever's durch schriftliche Erklärung, ihren Arbeitern für die Stunde 3 Grote (etwa = 10 Pfennig) Arbeitslohn zu geben. Unter den Unterzeichnern befand sich auch Strackerjan. Ebenso gehörte er einer aus fünf Personen bestehenden Kommission an, die am 1. April gewählt worden, um die Lage der Arbeiter einer Prüfung zu unterziehen, und die am 10. April eine Versammlung der Arbeitgeber einberief. Mochte Strackerjan in seinem Beruf den Interessen des Arbeiterstandes auch ganz fern stehen — sein klarer Blick für die Bedürfnisse seiner Zeit und sein humaner Sinn, den er später an leitender Stelle erst recht betätigen konnte, mußte sein Interesse notgedrungen auf die verbesserungsbedürftige Lage der unteren Klassen hinlenken und ihn zur Betätigung drängen.

Wie in ganz Deutschland hatte der gewaltige Umschwung in Frankreich auch im entlegenen Jever eine lebhaftere politische Bewegung hervorgerufen, und am 9. März fand dort eine außerordentlich stark besuchte Volksversammlung statt. Dreihundert Personen unterzeichneten eine Adresse, welche dem Großherzog von einer zu diesem Zweck erwählten Deputation überreicht werden sollte. Sie enthielt die Forderung einer landständischen Verfassung, auf welche alle deutschen Bundesstaaten nach der deutschen Bundesakte seit lange ein Recht besäßen und welche im Hinblick auf die Gefahren der Zeit unverzüglich ins Leben treten müsse. Schon in der Nacht ging die jeversche Deputation nach Oldenburg ab, wo sie auch beim Großherzog, sowie bei den leitenden Beamten vorgelesen wurde und ihre Forderungen weit schärfer geltend machte, als die vorhergegangenen Deputationen der Oldenburger und Varelser. In der Nacht auf den 11. März gelangte durch den Kirchspielsvogt Seeßen die amtliche Benachrichtigung nach Jever, daß der Großherzog geruht habe, „die Wahl von Abgeordneten des Landes anzuordnen, mit welchen der Entwurf des Grundgesetzes beraten werden sollte.“ Die Freudenbotschaft rief dort namenlosen Jubel hervor, und man veranstaltete eine glänzende Illumination.



Der Freude folgte aber die Enttäuschung auf dem Fuße nach; der kurz darauf veröffentlichte Entwurf des Grundgesetzes für die landständische Verfassung entsprach keineswegs den gehegten Erwartungen, sondern rief allgemeine Unzufriedenheit hervor und führte in Jever am 8. April wieder zur Einberufung einer Volksversammlung. Abermals wurden hier die Forderungen der Arbeiter eingehend zur Geltung gebracht, die Verhandlungen gipfelten jedoch in einem scharfen Protest gegen den Entwurf des Grundgesetzes, welchem die Erklärung beigefügt wurde, „daß die Verfasser des Entwurfs das Vertrauen des Volkes nicht mehr besäßen.“ Die Versammlung verlief stürmisch, und es lag die Gefahr nahe, daß bei dem eigentümlichen Charakter des Severaners, seinem geringen Autoritätsgefühl und seiner Hartnäckigkeit in der Verfolgung seiner Ziele die Bewegung über alles Maß hinausgehen könne. Um diesem womöglich zuvorzukommen, faßte Strackerjan in der Aufregung des Augenblicks den raschen Entschluß, einen Bericht über den Verlauf der Versammlung nach Oldenburg abgehen zu lassen. Sein Bruder Gustav, später Eisenbahndirektor zu Oldenburg, war damals Sekretär der Regierung bei den 34 Abgeordneten, jener ersten Vereinigung von Volksvertretern, welche über den Entwurf der Verfassung zu beraten hatten, und als solchem überließ ihm Strackerjan den Bericht mit dem Bemerkten, „er möge damit tun, was er wolle.“ Strackerjan sprach darin seine äußersten Befürchtungen aus, daß man für nichts einstehen könne, wenn die Regierung nicht schleunigst alle Forderungen bewilligen würde, die in der Versammlung geltend gemacht waren. Um das Volk zu beruhigen, müsse vor allem der Geheimrat Baron von Beaulieu-Marconnay fallen, den man für den Träger der Reaktion halte. Oldenburg vergäbe sich nichts, wenn es so gut wie die Regierungen von Hannover und Preußen sich in den Personen neu konstituiere. Der Bericht ging durch verschiedene Hände und wurde durch den Assessor v. Berg an den Hofrat Zedelius weitergegeben, der ihn an Gustav Strackerjan mit dem Bemerkten „das hat geholfen“ zurückgab. Der Sturm, der so von verschiedenen Seiten auf den Großherzog gemacht wurde, bewog diesen endlich zu weiterem Nachgeben, und ein von Hofrat von Buttel, Vorstand



des Stadt- und Landgerichts Oldenburg, unterzeichnetes „Offenes Sendschreiben an die Mitabgeordneten zur Beratung des Grundgesetzes über die landständische Verfassung“<sup>1)</sup> kam den Forderungen des Volkes weit entgegen und stellte eine vollständige Umgestaltung des Entwurfs des Grundgesetzes in Aussicht.

War nunmehr für Oldenburg in der Hauptsache dasjenige erreicht, was die politische Bewegung erstrebt hatte, so folgte wie überall eine Zeit der unerquicklichsten Kämpfe, die in Sever ganz besonders unangenehme Formen annahm. Hier drohte der demokratische Gedanke den nationalen bald völlig zu überwuchern, was auch die ruhigeren Elemente, wenn sie nicht grollend bei Seite stehen wollten, in den erneuten Kampf hineintrieb. Seit Januar 1848 hatte Strackerjan die Redaktion der von den Buchdruckereibesitzern Brüdern Mettcker herausgegebenen „Severländischen Nachrichten“ übernommen. Dieses Blatt gewann unter dem Drange der Zeitereignisse immer mehr einen rein politischen Charakter und so stand Strackerjan damit in den vordersten Reihen der politischen Kämpfer. Die Severländischen Nachrichten enthielten fortlaufend Aufsätze u. a. über das Staatsgrundgesetz, über die Synodalverfassung, über die Reform des Schulwesens, über die Verbesserung der Arbeiterzustände in Sever, über Armentsachen (Vereine zur Fürsorge für ausverdingene Kinder) u. s. w. u. s. w. Auch schrieb Strackerjan Korrespondenzen für auswärtige Zeitungen, insbesondere für die neugegründete in Bremen erscheinende Weserzeitung.

Als Strackerjan aber in den „Severländischen Nachrichten“ eine kurze Kritik des Abgeordneten für Oldenburg, Mölling, brachte, der sich in Frankfurt bei der Wahl des Reichsverwesers als ein echter Republikaner entpuppt hatte, da entfesselte er einen wahren Sturm gegen sich und man brachte ihm sogar eine Katzenmusik Strackerjans Vorgehen hatte die schwerwiegendsten Folgen; es entstand dadurch die erste Parteibildung im oldenburger Lande und er selber wurde dadurch für Severland „der vorzüglichste Vertreter der sogenannten Reaktion“, welche im wesentlichen aus den Trümmern der vormärzlichen Altliberalen bestand, denen sich aber einige höchst unbequeme Elemente von der Rechten zugesellt hatten. Mit

<sup>1)</sup> Extrablatt zu Nr. 30 der Neuen Blätter vom 11. April 1848.



letzteren abzurechnen war für Strackerjan oft viel peinlicher, als der offene Kampf gegen die Demokratie. Strackerjans journalistische Stellung, die so wenig mit seinen Berufsinteressen in Einklang stand, wurde allmählich höchst unerquicklich; dennoch war es ihm Ehrensache, sie nicht eher aufzugeben, als bis der Kampf beendet war. Sehr erschwert wurde seine Lage dadurch, daß sein schärfster politischer Gegner, Dr. Böckel, und der Lehrer von Freeden<sup>1)</sup>, der dem ersteren Gefolgschaft leistete, beide dem gleichen Lehrerkollegium wie er angehörten. Als Vertreter der Demokraten suchte Dr. Böckel Strackerjan journalistisch tot zu machen; dies mußte innerhalb des Lehrerkollegiums zu den unerfreulichsten Zuständen führen. Böckel redigierte die „Freien Blätter für das freie Volk“, welche sich vor allem gegen die Seeverländischen Nachrichten richteten. „Der Kerbstock“, ein gleichfalls von Böckel verfaßtes Schmählblatt in origineller Form, enthielt vorzugsweise persönliche Angriffe auf Strackerjan. Infolge dieser Verhältnisse erwirkte sich letzterer von seinem Rektor die Erlaubnis, nur an den unumgänglich notwendigen Schulkonferenzen teil zu nehmen. Manche Besprechungen über die Interessen der Schule fanden nämlich damals im Privathause, beim Kaffee statt, und es war Strackerjan als ehrlichem Menschen nicht möglich, dem äußersten Übelwillen gegenüber Freundlichkeit zu heucheln. Niemand konnte den Unfrieden und die Gehässigkeit jener Tage schwerer empfinden, als grade er, dem friedliche Verhältnisse in hohem Maße Bedürfnis waren und der nun mit seiner Person völlig in den Mittelpunkt des Kampfes geraten war. Später, als die Wogen jener Kampfeszeit längst abgeebbt hatten, pflegte er lachend zu erzählen, daß man ihm in einer Versammlung, die besonders von rabiaten Ostfriesen besucht gewesen, seine Frackschöße abgeschnitten habe.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Nachmals Direktor der deutschen Seewarte zu Hamburg.

<sup>2)</sup> Die Zeveraner waren durch die vierziger Jahre in den Ruf äußerster demokratischer Anschauungen geraten; daß sie daneben auch höheres politisches Verständnis besaßen, haben sie bewiesen, als sie später in Zever eine Art Bismarckgemeinde gründeten, „die Getreuen in Zever“, die durch ihre alljährliche Geburtstagssendung an den Reichskanzler (101 Kriebitzler nebst knappen treffenden Versen) in ganz Deutschland bekannt geworden sind.



Während Strackerjan im Kampf für seine politische Überzeugung zu jener Zeit manches erdulden mußte, blieben auch seine in weiterem Kreise bekannten Studienfreunde von Unzuträglichkeiten, ja selbst von schweren Opfern nicht verschont. 1852 mußte Lorenz Stein wegen seiner Teilnahme an der politischen Bewegung den Staatsdienst in Kiel verlassen<sup>1)</sup> und erst 1855 konnte er einem Ruf an die Universität Wien folgen.

Im Jahre 1852 legte Strackerjan die Redaktion der „Severländischen Nachrichten“ nieder und damit trat nach den Jahren heißen und unerfreulichen Kampfes endlich Ruhe ein. Für sein späteres Leben konnte diese Zeit nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben. Die Erkenntnis, wie sehr der politische Kampf die Leidenschaften entfesseln und die schlechteren Eigenschaften im Menschen zum Durchbruch bringen kann und die Erfahrung, welche große Wirkung ein in den Kampf hineingeworfenes Wort unter Umständen auszuüben vermag, dies beides hatte seine schon zum Ausgleich neigende Natur noch mehr auf diesen Weg geleitet, so daß Strackerjan gegen das Ende der Kampfeszeit seitens der radikalern Elemente sogar eine zu große Angstlichkeit nachgesagt wurde. Treue Gesinnungsgenossen aber hatten ihm zur Seite gestanden, während er dem öffentlichen Angriff in so hohem Maße ausgesetzt war, in erster Linie Dr. Löwenstein, der Strackerjan auch literarisch gestützt hatte, und der Rentmeister Meinardus. In den Gebrüdern Mettcker<sup>2)</sup> hatte Strackerjan Verleger gefunden, die seine literarische Tätigkeit sehr anerkannten und die ihm auch freundschaftlich verbunden waren.

In Strackerjans Leben, seiner Familie und seiner Berufstätigkeit hatte sich inzwischen manche Veränderung vollzogen. Durch die Geburt mehrerer Kinder hatte sich sein engster Familienkreis vergrößert und in Oldenburg war nach längerem Kränkeln das Oberhaupt der Familie Christian Friedrich Str. im 75. Lebensjahre gestorben. Sein Tod riß eine schwere Lücke, denn mit großer Verehrung hatten seine Kinder an ihm gehangen, und schmerzlich mußten sie den Rat des Vaters, der ihnen in allen Lebenslagen zur Seite

<sup>1)</sup> Vergl. die Anmerkung S. 19.

<sup>2)</sup> Wilhelm Mettcker wurde der Begründer der „Getreuen in Sever.“



gewesen, entbehren. Die treue Mutter wurde nun der Mittelpunkt der Familie und als Lohn für ihr vieles Sorgen und Mühen fand sie im Zusammenleben mit ihren unverheirateten Söhnen einen schönen und friedlichen Lebensabend.

1851 war Strackerjan als „Cantor“ (seit 1859 „Collaborator“) in die Stelle des Lehrers der Tertia aufgerückt. Seine Auffassung des Lehrberufs und seine Lehrmethode, die er später als Schuldirektor noch freier zur Geltung bringen konnte, standen schon damals bei ihm fest. Wie dem Burschenschaftler seiner Zeit das Betonen des rein Äußerlichen, des Konventionellen zuwider war, so ging auch Strackerjan stets auf den Kern der Dinge, wodurch alles Schematisierende bei ihm in Wegfall kommen mußte. Er suchte bei seinen Schülern in so weitem Maße zu individualisieren, als die Umstände es irgend ermöglichten und dadurch geriet er später manchmal in Widerspruch mit einzelnen jüngeren Kollegen, die leichter als er geneigt waren, einen unbequemen Schüler von der Schule rasch abzuschieben. Immer wieder betonte Strackerjan dann, daß die Schule für die Schüler da sei, und daß die eigentlichen Aufgaben der Schule so lange als irgend möglich ausschließlich von dieser selbst zu lösen seien. Durch besondere Förderung der Schulbibliotheken u. a., welche damals ebenso wie die Volksbibliotheken noch überall in den Anfängen ihrer Entwicklung waren, suchte Strackerjan den Gemeinsinn seiner Schüler zu wecken. Daß er es auch nicht verschmähte, sich ihrer Vergnügungen anzunehmen, beweist die Abrechnung über einen Schülerball, welcher für die Schüler der Tertia und Quarta und die Schülerinnen der Mädchenschule veranstaltet worden.

Wie in der Schule Strackerjans Bestreben dahin ging, den ganzen Menschen durch Erweiterung der allgemeinen Bildung zu entwickeln, so verfolgte er in seiner literarischen Betätigung ähnliche Ziele. Schon in den „Severländischen Nachrichten“ erschienen 1848—52 trotz des Vorherrschens der politischen Interessen kleine Aufsätze aus seiner Feder, die in volkstümlicher Form gehalten, die verschiedensten Gegenstände behandelten, sowohl solche aus der Vergangenheit, als der Gegenwart und solche des Tagesinteresses.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> U. a. ist hier von seinen eigenen Beiträgen zu nennen:

1848: „Das Singen der Nachtwächter“, „Die Malaria in den Marschen“.



Nachdem Strackerjan 1852 die Redaktion der Sevenrländischen Nachrichten niedergelegt hatte, trat 1853 der im Jahre 1840 begründete „Gesellschafter“ an deren Stelle, „ein nützlicher und unterhaltender oldenburgischer Hauskalender, der noch heute erscheint.“<sup>1)</sup> Anfangs in Gemeinschaft mit dem Rentmeister Meinardus, bald aber allein, hat Strackerjan die Redaktion des „Gesellschafter“ 19 Jahre lang bis nach dem Ende des 70er Krieges geführt.

Ein solcher Volkskalender hatte früher eine ganz andere Bedeutung als heute, wo dem Volke die geistige Nahrung von allen Seiten dargeboten wird, und für Strackerjans Bestrebungen mußte es eine dankbare Aufgabe bilden, durch Pflege der heimatlichen Interessen und durch Verbreitung der Kenntnis deutscher Sitten und Gebräuche den nationalen Gedanken nach seinen Kräften fördern zu helfen. Die Verbreitung der Volksbildung lag Strackerjan schon damals sehr am Herzen; später ist er durch die Einrichtung der Abende zur Feier deutscher Dichter auf demselben Wege vorangegangen. Daß der „Gesellschafter“ seine Aufgaben erfüllte, bezugte das Urteil Karl Hases, mit dem Strackerjan noch von der Universitätszeit her in Beziehungen stand. „Die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen, des eng Vaterländischen mit dem Deutschen und allgemein Menschlichen“ erschien Hase in dem Büchlein sehr erfreulich, und eine sichere und bedeutende Wirksamkeit bei dessen jährlicher Wiederkehr gewährleistet. Allerdings mußten ihn, der selber alter Burschenschaftler gewesen,<sup>2)</sup> die Ziele des Gesellschafters sehr sympathisch berühren. Bei der Auswahl der Beiträge stand

---

1849: „Eine Lustererscheinung“.

1850: „Über städtische Löschanstalten“.

1851: Der schon erwähnte Aufsatz: „Vom jeverschen Dialekt“, „Randglossen eines Laien zur Homöopathie“. (Der Aufsatz erregte lebhaftes Interesse, da die Homöopathie zu jener Zeit viel von sich reden machte.) „Einige Stunden im Saterlande“.

1852: Der schon erwähnte Aufsatz: „Über Förderung des Volksgefanges“, „Die Wanderungen in Jever“, „Das Wetter in Jever“ u. s. w. u. s. w.

<sup>1)</sup> Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

<sup>2)</sup> Hase war während der schlimmsten Zeit der Mainzer Kommission, die zur Unterdrückung der burschenschaftlichen Bestrebungen eingesetzt worden, lange Zeit in Unterjuchungshaft.



Ludwig Strackerjan seinem Bruder mit gutem Rat zur Seite. Er teilte mit Strackerjan die Neigung zu liebevoller Betrachtung der Dinge, die uns umgeben, auch der weniger bedeutenden unter ihnen, und der Genuß, den beide hieraus zu schöpfen verstanden, bereicherte ihr Leben um viele kleine Freuden, die sich mit Geld nicht erkaufen lassen. Gemeinsam war den Brüdern auch die Vorliebe für vergleichende statistische Aufstellungen; übrigens hatte die Statistik in Oldenburg immer zahlreiche Freunde gehabt und in den fünfziger Jahren wurde sie durch Gründung eines statistischen Bureaus im Großh. Ministerium bedeutend gefördert.

Als eine Hauptaufgabe des „Gesellschafters“ sah Strackerjan die Förderung wichtiger und gemeinnütziger Neuerungen an, deren Verständnis noch nicht in die Masse des Volkes eingedrungen war. So behandelte er darin z. B. die Rentenversicherung und die Gothaer Lebensversicherungsbank und das letztere Institut erkannte an, daß die Lebensversicherungen selten in so echt volkstümlicher und dabei das Publikum in ihre Begriffe und ihr Wesen wirklich einführender Weise behandelt worden seien, wie in jenem Aufsätze. Daß der „Gesellschafter“<sup>1)</sup> plattdeutsche Beiträge brachte, erscheint bei Stracker-

1) Von 1853—1864 brachte der Gesellschafter u. a. folgende Beiträge Strackerjans:

1854: „Statistische Übersicht über verschiedene Kulturverhältnisse des Herzogtums Oldenburg,“ „Quickborn und Klaus Groth.“

1857: „Schonet die Vögel.“

1858: „Etwas vom Gemeindeleben.“

1859: „Friesisches Tanzlied,“ „Selbsthilfe.“

1860: „Etwas von Namen,“ „Da hat eine Gule gefressen.“

1861: „Das Stück Süßholz,“ „Zur Geschichte und Naturgeschichte der Wurst.“

1862: „Wie haben unsere Voreltern gemessen?“ „Wie der alte Wallmeister Anlagen machte,“ „Das Behagen der guten alten Zeit.“

1863: „Eine Erinnerung an Schloffer.“

1864: „Auf dem Banter Kirchhofe.“ In diesem Aufsätze vertritt Strackerjan die Auffassung, daß die Zerstörung der Nordseeküsten nicht das Werk einzelner großer Fluten sei, daß vielmehr ein allmähliches Abbröckeln vorhergehen müsse. Der Aufsatz schließt mit einem Vergleich und Ausblick: Wie der zerstörenden Macht des Meeres nur durch Einigkeit und gemeinsame Arbeit aller Küstenbewohner zu begegnen sei, so verlangen auch die Ziele Deutschlands völlige Einigkeit.



jans Vorliebe für alles Volkstümliche selbstverständlich, wenn er auch die Erhaltung des Plattdeutschen als Schriftsprache bald als Unmöglichkeit erkannt hatte. Seiner Vorliebe für die Sprache seiner Jugend blieb er aber treu, und bis zuletzt unterhielt er sich mit seinem Freunde August Lübben, dem großen Kenner des Niederdeutschen, nur in plattdeutscher Sprache.

Berfolgte Strackerjan bei der Redaktion des „Gesellschafters“ im wesentlichen allgemeine, ideale Bestrebungen, so ging er in der Erweiterung seiner Sprachforschungen seinen persönlichen Lieblingsstudien nach. Ein Aufsatz aus seiner Feder: „Zur Lehre von der Kongruenz im Lateinischen“<sup>1)</sup> fand bei den Fachgelehrten lebhaften Beifall und brachte Strackerjan den Antrag des Rektors Breier in Lübeck, sich um eine am dortigen Gymnasium erledigte Lehrerstelle zu bewerben. Nach längerer Überlegung lehnte Strackerjan jedoch ab, da er sich mit den oldenburgischen Verhältnissen zu eng verwachsen fühlte und sich bei den teuren Lebensverhältnissen Lübecks in pekuniärer Beziehung keine Verbesserung davon versprach. Die Arbeit ist eine Folge des Eindringens in das System von R. F. Becker, dem Förderer der philosophischen Betrachtung der Sprache als Organismus. Ohne genaue Kenntnis dieses Systems ist der Aufsatz nicht zu verstehen.

Durch den nunmehr zwölfjährigen Aufenthalt in Zever hatte Strackerjans Vorliebe für das Studium der niederdeutschen Mundarten immer weitere Nahrung gefunden und ihn immer tiefer in dieses Sprachgebiet eindringen lassen, dessen enge Begrenzung seinem Hauptstudium, der deutschen Namensforschung, besonders günstig war. 1856 erschienen in der Monatschrift „Die deutschen Mundarten“<sup>2)</sup> einzelne Aufsätze Strackerjans über die niederdeutsche Mundart aus der Umgegend von Zever, sowie eine Abhandlung über die Namen der Haustiere im Herzogtum Oldenburg. Namentlich letztere Arbeit schien ihm auch später nicht ohne Wert zu sein, und er war der Meinung, daß sie wissenschaftlich mehr hätte benutzt werden können. 1858 brachten die „Zeverländischen Nachrichten“ den Aufsatz „Die in Zeverland gebräuchlichen Familien-

<sup>1)</sup> Osterprogramm des Gesamtgymnasiums zu Zever 1856.

<sup>2)</sup> Eine Monatschrift von Karl Frommann, III. Jahrgang 1856.



namen.“ Diese Arbeit bildete eine Vorstudie und enthielt schon die Grundgedanken des Aufsatzes „Die Ferverländischen Personennamen mit Berücksichtigung der Ortsnamen“,<sup>1)</sup> mit welchem Strackerjan in die Reihen der bedeutenderen Sprachforscher eintrat. Der Aufsatz enthält die Entdeckung der ein- und zweistämmigen Rosenamen (auch die Bezeichnung war Strackerjans eigener Vorschlag) und nach der Ansicht des als Autorität bekannten Germanisten Förstemann hatte er damit der Forschung einen Nullpunkt gegeben, von dem diese auszugehen habe. „Niemand,“ so schrieb er an Strackerjan, „könne ihm (Str.) das Verdienst abstreiten, der wissenschaftlichen Welt damit etwas geliefert zu haben, das zwar vermehrt und verbessert, aber bei gesundem Menschenverstande von keinem verringert oder verschlechtert werden könne.“<sup>2)</sup> Mit dieser Arbeit hatte Strackerjans Betätigung auf dem Gebiet der Sprachforschung ihren Höhepunkt erreicht; gewiß würde er der Wissenschaft noch in weiterem Umfange gedient haben, wenn er sein späteres Leben in einer ruhigeren Stellung verbracht hätte, die allein derartige mit umfangreichem Sammeln verbundene Arbeiten zu begünstigen vermag. Statt dessen wurde er aber in seiner späteren Stellung in Oldenburg durch die Anforderungen seines neuen Amtes so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht mehr Zeit und Muße fand, seine philologischen Forschungen in einem größeren selbständigen Werke zu verarbeiten. Mag man es bedauern, daß Strackerjans Arbeitskraft hiermit jener Wissenschaft leider zum großen Teil entzogen wurde, in der er noch Wertvolles zu leisten versprach, so dürfen wir doch andererseits aus seinem

---

<sup>1)</sup> Osterprogramm des Gymnasiums zu FEVER 1864. Vergl. die nachfolgenden Aufsätze.

<sup>2)</sup> 1868 gab Franz Stark, Wien, ein Werk heraus, „Die Rosenamen der Germanen“. Er legte demselben Strackerjans Forschungsergebnisse zu Grunde und teilte es mit den von Strackerjan vorgeschlagenen Namen ein. Auch im einzelnen mußte er dessen Erklärungen wohl zu benutzen. Strackerjan war objektiv genug, anzuerkennen, daß der Widerspruch Starks gegen einzelne seiner Auffassungen nicht immer unberechtigt war; andererseits hat die nicht zugestandene Benutzung und Aneignung seines geistigen Eigentums Strackerjan zu jener Zeit schmerzlich berührt. (Vergl. Zid, die griechischen Personennamen. Göttingen 1874, S. XCII.)



Lebensgang erkennen, daß ein tüchtiger Mensch, auch wenn ihn das Leben an ganz verschiedene Plätze stellt, bei voller Hingabe überall Gutes wirken kann.

Im Anschluß an Strackerjans weitgehende Sammlung von Material auf sprachwissenschaftlichem Gebiet beschäftigte er sich noch mit zahlreichen Fragen, welche das Volks- und Stammesleben der Niederdeutschen berühren. So sammelte er ein größeres Material an Hausmarken,<sup>1)</sup> das jedoch wissenschaftlich nicht weiter ausgenutzt worden ist. Ganz von selbst brachten ihn diese Interessen in lebhaften brieflichen Verkehr mit bedeutenderen Fachgenossen aus den verschiedensten Gegenden, auch außerdeutschen, z. B. mit Oesterreich (u. a. mit Karl Julius Schröer), der Schweiz und Holland, und die hieraus gewonnene geistige Anregung ließ ihn in dieser Beziehung trotz der kleinstädtischen Verhältnisse in Sever kaum etwas entbehren.

Wie Strackerjan sich in Sever während des politischen Kampfes am öffentlichen Leben beteiligte, so suchte er auch in ruhigeren Zeiten neben seiner umfangreichen privaten Tätigkeit der Allgemeinheit zu nützen. 1857 wurde er in den jeverschen Stadtrat gewählt und 1860 wählte ihn die Kreissynode Sever zum Mitglied der Landessynode. Zwei größere Reisen nach dem Rhein und nach Thüringen dienten nicht nur seiner Erholung, sondern brachten ihm auch besondere Anregung. 1854 traf er in Heidelberg bei einer festlichen Gelegenheit mit bedeutenden Männern zusammen, wie Robert Mohl, Bangerow und Heinrich v. Gagern; mit Ludwig Häußler erneuerte er hierbei das alte Freundschaftsverhältnis, das bis zu Häußlers im Jahre 1867 erfolgten Tode bestehen blieb. Die mit einigen Genossen unternommene Reise nach Thüringen im Jahre 1856, welche mit großen Fußwanderungen verbunden war, führte Strackerjan auch nach Jena, wo er beim Wiedersehen der wohlbekanntesten Stätten noch einmal den ganzen Zauber der Jugendzeit genoß. Er suchte seine alten Professoren auf und hörte ihre Kollegia, und mit vielen alten Bekannten feierte er ein fröhliches Wiedersehen. Auf dem Burgkeller hatte man ihn noch nicht vergessen. Hier besuchte Strackerjan auch den engen

<sup>1)</sup> Wappen des Bürgerstandes in älterer Zeit.



Raum, wo Ende der dreißiger Jahre die geheime Verbindung der Burschenschaft getagt hatte.<sup>1)</sup> Auch Strackerjan war während seines letzten Semesters Mitglied dieser Verbindung gewesen, die nur aus 10 bis 12 Mitgliedern bestand. Trotz ihrer guten Ideen hatte er sich aber keineswegs wohl dabei gefühlt, da ihm jede Heiulichkeit verhaßt war. Der frühere Reiz war dem Raume übrigens verloren gegangen; auf die gefaltten Wände, die mit oft genialen Kreidezeichnungen bedeckt gewesen, hatte man Tapeten geklebt.

Strackerjan konnte es sich nicht träumen lassen, daß nach dieser im Vollbesitz der Kraft und Genußfreudigkeit verbrachten Reise so bald schon die schwerste Zeit seines Lebens hereinbrechen sollte. Im Jahre 1857 traf ihn der härteste Schlag, der ihn treffen konnte: nach langem Leiden wurde ihm seine Frau durch den Tod entzogen, dem sie mit Heroismus ins Auge gesehen hatte. In ihr verlor er nicht nur die treue Gattin, mit der er elf Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte, sondern auch die tüchtige und kluge Mutter seiner Kinder. Nicht lange sollten sie verwaisst bleiben, denn im Jahre 1859 verheiratete sich Strackerjan zum zweiten Male und zwar mit Mathilde Schröder, einer Tochter des Ratsherrn Schröder in Oldenburg. Damit gelangte die Familie wieder zu ruhigen und gesicherten häuslichen Verhältnissen, die Strackerjan bis zu seinem Tode genießen durfte, da seine zweite Frau ihn überlebte.

Im Jahre 1864 trat in seinem Leben ein entscheidender Wendepunkt ein, als ihm von der Stadt Oldenburg der Antrag gemacht wurde, an Stelle des nach Frankfurt berufenen Rektors Tycho Mommsen<sup>2)</sup> das Rektorat der Vorschule und höheren Bürgerschule zu übernehmen. Strackerjan war lange schwankend, ob er diesem Rufe folgen solle, da er außer dem Deutschen und der Religion keine Spezialfächer mitbrachte, die ihn für diese Stellung besonders befähigt hätten. Auch wurde es ihm schwer, sich von Sever zu trennen, wo er sich durch seine Neigung zur Dialektforschung sein eigenes Studiengebiet geschaffen hatte. Endlich aber, nach manchem Zureden seitens der Familie entschloß er sich, die

<sup>1)</sup> Vergl. Reiß, Geschichte der Burschenschaft, Jena 1903, S. 146.

<sup>2)</sup> Ein Bruder Theodor Mommsens.



neue Stellung anzunehmen, die seiner Initiative und seinem Einfluß einen weiteren Spielraum eröffnete. Daß man ihn in Zeber ungern ziehen ließ, geht aus den Worten des Direktors Müller im Osterprogramm 1864 hervor: „Strackerjan hat in den zwanzig Jahren seines Wirkens an unserer Anstalt die verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung mit durchgemacht, in seiner jedesmaligen Stellung mit ganzer Hingabe und Treue seinen Posten gewahrt und vor allem durch seine erziehende Tätigkeit im Zusammenhalten mit seinen Kollegen stets dahin gearbeitet, daß neben der wissenschaftlichen Ausbildung der Schüler auch sittliche Tüchtigkeit und Festigkeit der Gesinnung erstrebt werde. So suchte er auch im übrigen durch Rat und Tat die besonderen Interessen unserer Anstalt zu fördern, welcher er, bei seiner Vorliebe für die engere Heimat auf immer anzugehören schien. Um so schmerzlicher muß deshalb seine unerwartete Versetzung von Lehrern und Schülern empfunden werden.“

---

## 6. In Oldenburg.

---

Wir kommen nunmehr zum letzten Lebensabschnitt Strackerjans, zu jenem Alter, wo der Mensch den Überschwang der Jugend abgestreift und ein großes Maß von Erfahrungen gesammelt hat, wo er infolge dessen besonders berufen ist, seine Meinungen nicht nur zur Geltung zu bringen, sondern sie auch durch die Tat in die Wirklichkeit umzusetzen. Der Übergang in eine neue Stellung ist ja immer mit einigen Schwierigkeiten verbunden; für Strackerjan war dies in doppeltem Maße der Fall, teils, weil die Direktorialgeschäfte besondere Fähigkeiten voraussetzen, vor allem aber, weil der Übertritt von einem humanistischen Gymnasium an eine Schule mit fast ausschließlich realen Fächern für ihn, den rein humanistisch Vorgebildeten, ein unvermittelter war, und auch Strackerjan selbst als gewagt erschien. Sein bisheriger Lebenslauf hatte ihm noch keine Gelegenheit geboten, die Vorteile eines realen Bildungsganges



für die höheren Schulen kennen zu lernen. Wenn er auch schon im Jahre 1848 in einer im amtlichen Auftrage verfaßten Denkschrift über die Umgestaltung des dortigen Gymnasiums die Notwendigkeit stärkeren Betonens der realen Fächer hervorgehoben hatte, so konnte doch erst die eigene Praxis seinen Blick auf den Wert der ausschließlich realen Bildung lenken und ihm allmählich die altgewohnten und liebgewordenen Anschauungen entreißen, bis er schließlich, einmal überzeugt, zum Vorkämpfer auf diesem Gebiet werden mußte. War es Strackerjan vergönnt, auf politischem Gebiet die Verwirklichung der heiß umstrittenen Ideen seiner Jugend zu sehen — den vollen Sieg seiner Bestrebungen während der zweiten Hälfte seines Lebens hat er leider nicht mehr erleben dürfen. Gerade in seinen letzten Lebensjahren hatte er große Schwierigkeiten, die von ihm als notwendig erkannten Forderungen zu gunsten seiner Schule bei der städtischen Verwaltung durchzusetzen, und erst nach seinem Tode wurden die Berechtigungen der Oberrealschule, für die auch Strackerjan so entschieden gekämpft hatte, bedeutend erweitert. Denn das moderne Leben macht im Schulwesen seine Forderungen mehr und mehr geltend; die technischen Hochschulen haben neben den Universitäten die ihnen gebührende Stellung errungen und die Wissenschaft sucht sich immer mehr mit dem Leben und den bestehenden Verhältnissen in Verbindung zu setzen.

Die mit einer Vorschule verbundene höhere Bürgerschule zu Oldenburg war im Jahre 1843 unter ihrem hochverdienten Rektor Breier eröffnet worden. Als Strackerjan 1864 das Rektorat übernahm, hatte sie insgesamt 9 Klassen mit etwa 300 Schülern. Er hatte das Glück, bei seinem Eintritt in den neuen Wirkungskreis einen Stamm tüchtiger Lehrer vorzufinden, von welchem mehrere lange Jahre, einige sogar bis zu Strackerjans Tode der Schule angehörten. Es waren dies der Lehrer für Mathematik und Rechnen Christian Harms<sup>1)</sup>, der Lehrer Ludwig Johannis<sup>2)</sup> und

<sup>1)</sup> Im Jahre 1883 feierte Prof. Harms sein vierzigjähriges Dienstjubiläum unter freudiger Beteiligung der ganzen Schule, der er von Anfang ihres Bestehens an angehört hatte. S. starb 1896.

<sup>2)</sup> Im Jahre 1891 wurde L. Johannis Rektor der Volksschule am Heiligengeisttor, in welcher Stellung er bis zum April 1904 wirksam war.



der Vorschullehrer Johann Frerichs<sup>1)</sup>. Dieser feste Grundstock seiner Lehrer, dem sich später noch eine Anzahl langjähriger Mitarbeiter zugesellten<sup>2)</sup>, war ihm und der Schule von hohem Werte.

Begann also Strackerjans Tätigkeit unter den günstigsten Voraussetzungen, so entstand doch schon nach kurzem die Gefahr, daß die Schule, anstatt sich zu erweitern und zu heben, zurückging. Damals bestanden in vielen mittel- und norddeutschen Städten von der Größe Oldenburgs neben blühenden Gymnasien Realschulen I. O., nachdem ihnen durch die Unterrichts- und Prüfungsordnung vom Jahre 1859 eine neue, zweckentsprechende Organisation gegeben war. Für Oldenburg als Landeshauptstadt waren die gleichen Bedingungen vorhanden. Dazu kam, daß durch die veränderten politischen Verhältnisse nach 1866 Oldenburg genötigt war, auch in seinem höheren Schulwesen sich mehr und mehr an Preußen anzuschließen. Somit erschien die preussische Realschule I. Ordnung als diejenige Schulgattung, zu der sich die höhere Bürgerschule zu entwickeln hatte, wenn nicht mit der unausbleiblichen Verringerung ihrer Berechtigungen ihr Gesamtcharakter heruntergedrückt werden sollte. Im Osterprogramm 1868 legte nun Strackerjan seine Ansichten über die weitere Entwicklung der Schule im Anschluß an die veränderte Lage auseinander. Dieser Abhandlung lagen besonders die Erfahrungen zu Grunde, welche Strackerjan als Delegierter bei der Schulkommission des Norddeutschen Bundes gesammelt hatte. Seine Vorschläge fanden aber nicht den Beifall der Behörden, auch scheiterte damals endgiltig die Absicht, die Schule unter staatliche Verwaltung zu bringen. Die geringe Aussicht, seine Ideen zu verwirklichen, deren Verständnis bei der früher noch größeren Gegensätzlichkeit zwischen den akademisch gebildeten und den übrigen Ständen auf doppelte Schwierigkeiten stoßen mochte, machte Strackerjan geneigt, einem im Jahre 1868 an ihn ergangenen Rufe als Direktor der Realschule nach Schwerin zu

---

<sup>1)</sup> Später Realschullehrer. Gestorben 1894.

<sup>2)</sup> Hier ist namentlich Professor Emil Krause zu nennen, welcher 1876 in den Verband der Anstalt eingetreten war. Nach dem Abgang des Direktors Dr. D. Dickmann, des unmittelbaren Nachfolgers Strackerjans, übernahm er die Leitung der Schule.



folgen. Jedoch nur ungern hätte er seine in der Entwicklung begriffene Schule verlassen, auch bewilligte man ihm eine Gehaltserhöhung, und durch die Verleihung des Titels Schuldirektor gab der Großherzog ihm eine persönliche Genugtuung.

Inzwischen hatte Strackerjan sich in seiner amtlichen und persönlichen Stellung das allgemeinste Vertrauen zu erwerben gewußt. Verschiedentlich wurde er mit der Inspektion der höheren Bürgerschulen des Herzogtums beauftragt. Infolge seiner amtlichen Stellung war er Mitglied der Prüfungskommission für den Einjährig-Freiwilligendienst, einer Einrichtung, die für Oldenburg mit der preußischen Militärkonvention im Jahre 1867 erst geschaffen wurde. In der Übergangszeit, bei dem ersten starken Zudrange von jungen Leuten, die mit verschiedenster Vorbildung die Prüfung für die Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses bestehen wollten, war jenes Amt kein leichtes und stellte an die Einsicht und Unparteilichkeit der Examinatoren ganz besondere Anforderungen. Im Jahre 1874 wurde Strackerjan zum Vorsitzenden der inzwischen eingegangenen Kommission für die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulfachs ernannt. Aber auch auswärtige Schulbehörden bedienten sich gern seines Rates und wandten sich mit mancherlei Fragen an Strackerjan.

Neben den nächsten Berufsinteressen, zum Teil auch im Zusammenhang mit diesen, war Strackerjan auch weiter schriftstellerisch tätig. Im Jahre 1865 erschien im Osterprogramm der Vorschule und höheren Bürgerschule der Aufsatz „Schule und Haus“. Strackerjan betonte hierin die Notwendigkeit des Zusammenwirkens dieser beiden Mächte und gab hierfür nach verschiedensten Richtungen manche bedeutsame Fingerzeige. Ein wesentlicher, für Strackerjans Auffassungen kennzeichnender Umstand, der später bei der Einrichtung der Abende zur Feier deutscher Dichter noch ganz besonders zur Geltung kam, tritt in seinem Lehrplan für den deutschen Unterricht vom Jahre 1871<sup>1)</sup> hervor: die hohe Einschätzung der deutschen Sprache und Literatur als erstes und wichtigstes Bildungsmittel. Strackerjan sah es — wie er damals ausführte — als eine hohe

<sup>1)</sup> Lehrgang für die verschiedenen Unterrichtsfächer. Osterprogramm der Realschule 1871.





Aufgabe des Lehrers an, seine Schüler für die Meisterwerke unserer deutschen Literatur zu erwärmen, zugleich aber auf ihre Sprachbildung veredelnd zu wirken und ihnen für das Leben ideale Ausblicke zu eröffnen. Seine Auffassungen berühren sich hier eng mit denen des Philosophen Lazarus, zu dem er später in nahe persönliche Beziehungen treten sollte. In seinen pädagogischen Briefen<sup>1)</sup> sagt Lazarus: „Die Dichter sind die Lehrer der Menschheit. Sie sind die Priester der allgemeinen Kultur; sie sind die Propheten — wie Propheten Dichter sind —, welche eine ideale Zukunft nicht bloß verkünden, sondern herbeiführen.“ Nur der Lehrer aber, meint Strackerjan, wird seine Schüler auf kurzem und einfachem Wege zu seiner Auffassung emporzuziehen vermögen, bei dem diese empfinden, daß seine Aufgabe ihn innerlich erwärmt hat; mit äußerlichen, häufig wiederkehrenden Kundgebungen des Entzückens und der Begeisterung dagegen würde er sich um seine ganze Wirkung bringen. Strackerjan führte weiter aus, daß bei der Lektüre den Schülern für eine spätere Stufe noch ein Rest von Inhalt und Wert der Dichtung bleiben müsse, letztere möge immer einige Grade über ihrem Horizont liegen und für deren Verständnis mit kritisch-ästhetischer Begründung sollten die Schüler noch nicht reif sein. In der Erinnerung dürfe den Dichtungen nichts von Langeweile anhaften, was bei einer übermäßig gründlichen und weitläufigen Analyse nicht ausbleiben könne. Nur eine kurze Darlegung der Situation, die Erklärung schwieriger Konstruktionen und eine Darlegung des Gedankenganges in möglichst knapper Form sollten den Schülern das Verständnis der Dichtung erleichtern. Bemerkungen über literarische Daten, über Zeit und Wirksamkeit der Autoren müßten schon frühe einfließen, aber nur gelegentlich und wenn sie in den oberen Klassen, wo auch die Poetik zu berücksichtigen sei, häufiger würden, dürften sie doch nie in Räsonnements ausarten.

Strackerjan ging beim Unterricht stets von großen und allgemeinen Gesichtspunkten aus; vollkommenes Erschöpfen des geistigen Inhalts einer Dichtung blieb ihm immer die Hauptsache und das Formale behandelte er in kurzer Darlegung möglichst gesondert, damit es den Blick nicht von dem Wichtigeren ablenke. Wohl aber

<sup>1)</sup> Herausgegeben von H. Leicht, Breslau 1903, S. 145.



suchte er durch einfließende Bemerkungen über den Autor u. s. w. den Gesichtskreis der Schüler zu erweitern, wie ein tüchtiger Pädagoge überhaupt das Schulmäßige und Methodische den Schülern gegenüber nicht immer zum Bewußtsein bringen darf. In seinen pädagogischen Briefen spricht Lazarus auch hierüber verwandte Auffassungen aus. Nachdem er das Auswendiglernen und Einprägen des Stoffes als geistige Übung zwar als eine Notwendigkeit hingestellt hat, sagt Lazarus dort S. 98: „Sonst aber ist die Bildung des Geistes, die Erregung des Gemütes von dem Behalten des Stoffes unabhängig. Es muß viel mehr in der Schule vorgelesen, mitgeteilt, erzählt und vorgezeigt werden, als was inhaltlich und gedächtnismäßig gelernt werden soll.“

Strackerjan suchte den Unterricht auch durch vergleichende Hinweise auf sprachlichem Gebiet anregend zu gestalten, was in dem Aufsatz „Das Plattdeutsche als Hilfsmittel für den Unterricht“<sup>1)</sup> deutlich hervortritt. Er brachte hier die beiden neben einander laufenden Sprachen in mannigfache Vergleiche und berührte die Bedeutung unserer plattdeutschen Dichter Fritz Reuter und Klaus Groth, ein Gegenstand, der ihn häufig beschäftigt hat.

Schon gegen das Jahr 1845 hatte ein auch außerhalb seines Faches schriftstellerisch tätiger Arzt in Oldenburg, der nachmalige Geh. Medizinalrat Dr. Goldschmidt nachzuweisen gesucht, daß das Plattdeutsche immer mehr verdrängt werden müsse, weil es ein Haupthindernis der Verbreitung der Bildung sei und ungefähr um dieselbe Zeit legte August Lübben in seiner Schrift „Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen“ den inneren Verfall der Mundart dar. Mit Klaus Groth, der sogar in einer eigenen Schrift den Verfall des Plattdeutschen als einer Literatursprache nachzuweisen suchte, schien dann jedoch eine neue Blütezeit dieser Mundart hereinzubrechen, die jene Theorien Lügen zu strafen drohte. Infolge des Widerspruchs zwischen Inhalt und Form — Klaus Groth goß in die Form des Plattdeutschen einen modernen Inhalt — bargen diese Dichtungen aber nicht den Keim

---

<sup>1)</sup> 23. Programm der Vorschule und höheren Bürgerschule zu Oldenburg 1866.



zur Weiterentwicklung in sich. Umgekehrt Friß Reuter. Dieser begann mit der Erzählung von Schnurren, die sich plattdeutsch so gemütlich und plastisch erzählen lassen, und in jedem seiner Werke hob sich die Kraft seiner dichterischen Auffassung und Gestaltung. Was Reuter an Poesie, gesunder Lebensanschauung, Humor und Gefühlsinnigkeit darbietet, stammt aus den Kreisen wo man Plattdeutsch spricht, und daraus ergibt sich eben die vollkommene Übereinstimmung zwischen Inhalt und Form. Aus diesem Grunde konnte Strackerjan wohl zu Friß Reuter, aber nicht zu Klaus Groth in ein inneres Verhältnis kommen.

Im Jahre 1869 erschienen bei Gerhard Stalling „Regeln für die deutsche Rechtschreibung, etymologisch-orthographisches Wörterverzeichnis mit Berücksichtigung landschaftlicher Eigentümlichkeiten und falscher Gewöhnungen und kurze Interpunktionslehre.“ Strackerjan hatte das Büchlein mit großer Liebe ausgearbeitet, meinte auch, mindestens so Gutes geleistet zu haben, als die meisten Werke ähnlicher Art aus jener Zeit; doch wurde es so gut wie tot geschwiegen. In der Oldenburger Lehrerwelt namentlich fand es großen Widerspruch, und Strackerjan vertrat es vergeblich auf der Pflingstkonferenz 1870 zu Zwischenahn. Wie schon oft machte er hier die Erfahrung, daß in Bezug auf unsere Muttersprache viel Unverstandenes zu Tage gefördert wird, weil jeder sie bis zu einem gewissen Grade kann und sie dann auch zu kennen glaubt. Neben den genannten Aufsätzen pädagogischen und sprachwissenschaftlichen Inhalts lief bis 1872 dann noch die Redaktion des „Gesellschafters“ einher.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dieser enthielt u. a. folgende Beiträge:

1866: „Bevölkerung und Viehbestand Oldenburgs,“ „Zum Jubiläum eines vergessenen Feldzugs.“

1868: „Graf Otto v. Bismarck,“ „Im Heidkrug,“ „Namen der Straßen und Plätze im Herzogtum Oldenburg,“ „Eduard Simson,“ „Rudolf v. Bennigsen,“ „General Freiherr v. Moltke.“

1869: „Der Bauer vor 600 Jahren.“

1870: „Wie vergnügte man sich vor 200 Jahren.“

1871: „Der Hahn nach Grimms Wörterbuch,“ „Hochdeutsch oder Plattdeutsch.“

1872: „Deutschlands Wiebergeburt,“ Die Franzosen bei uns.“



Der große Krieg 1870—71, dessen Erfolge Strackerjan zu jugendlicher Begeisterung entflammten, mußte alle Sonderinteressen bei Seite schieben. In alle Verhältnisse brachte er Störungen und Stockungen und erst 1872, nachdem das Lehrerkollegium der Realschule wieder festeren Zusammenhalt gewonnen hatte, konnte die Arbeit an der Ausgestaltung der Schule, die seit 1870 die Bezeichnung „Realschule“ führte, mit frischen Kräften wieder beginnen. Boten sich in dieser Hinsicht zunächst auch keine günstigen Aussichten, so konnte die Fertigstellung des neuen Schulgebäudes, das allen räumlichen Unzulänglichkeiten ein Ende machte, Strackerjan doch mit neuer Freude erfüllen und seine Hoffnungen für die Zukunft neu beleben. Die Einweihung fand am 16. November 1872, dem Geburtstag des Erbgroßherzogs, statt und verlief im Beisein des Großherzogs, der Behörden und vieler geladener Gäste auf das würdigste. Aus dem alten, engen Gebäude an der Mühlenstraße ging es mit elf Klassen im feierlichen Zuge nach der Stadtknabenschule, wo sich die drei dort unterrichteten Vorschulklassen anschlossen, und alle wurden am neuen Schulgebäude vom Stadtmagistrat in Empfang genommen, etwa 450 Schüler und 20 Lehrer. Die Weiherede hielt der Geh. Oberkirchenrat Nielsen. Strackerjans Rede schloß mit folgenden, an die Schüler gerichteten Worten: „Die Schule — ich gelobe es Euch hier feierlich in ihrem Namen — wird, was an ihr ist, tun, daß Ihr mehr empfangt als tote Wörter und Begriffe, als bloß broterwerbende Künste und Fähigkeiten, wozu einseitige Behandlung unserer besonderen Unterrichtsziele so leicht verführt. Nur dann werdet Ihr würdig der höheren Bildungsmittel, welche unsere Stadt Euch so opferbereit darbietet, wenn Euer Sinnen und Trachten über die irdischen Güter nie die drei hellleuchtenden, sicher führenden Leitsterne aus den Augen verliert, auf welche der Wahlspruch unseres Fürstenhauses Euch hinweist: Ein Gott, Ein Recht, Eine Wahrheit.“

Im Großherzoglichen Theater fand abends eine erhebende Nachfeier statt, welche durch einen von Reinhard Mosen<sup>1)</sup> ge-

<sup>1)</sup> Sohn Julius Mosens, seit 1870 Lehrer an der Realschule; 1884 wurde er Bibliothekar an der Großh. Oldenb. Bibliothek, seit 1903 Geheimer Regierungsrat.



dichteten Prolog eingeleitet wurde; es folgte die Ouverture „Zur Weihe des Hauses“ von Beethoven und darauf der Vortrag von Schillers Glocke mit neun lebenden Bildern. „Wallensteins Lager“ beschloß die Feier, die für alle Teilnehmer eine schöne Erinnerung fürs Leben werden sollte.

Es lag in Strackerjans Natur begründet, sich während seines ganzen Lebens in den Dienst einer Sache zu stellen, die weiteren Kreisen oder der Allgemeinheit zu gute kommen sollte. Diese Art der Wirksamkeit ist zwar nicht so in die Augen fallend, wie die mancher Reformers, welche durch einen glücklichen Griff einen plötzlichen Umschwung nach irgend einer Richtung herbeigeführt haben, aber sie verzweigt sich weit, geht mehr in die Tiefe und wirkt oft fruchtbringender, als sich beim oberflächlichen Blick erkennen läßt.

Nach Vollendung des neuen Schulgebäudes, das in seiner einfachen Stattlichkeit allen Anforderungen auf lange Zeit hinaus entsprechen mußte, lag es ihm am Herzen, diesem auf alle Zeit eine würdige Umgebung zu sichern. Vor allem wünschte er den gegenüber liegenden Platz als solchen zu erhalten, und seinen langwierigen, immer erneuten Bemühungen ist dies auch gelungen.

Im Jahre 1776, also vor damals fast 100 Jahren, war in Oldenburg Johann Friedrich Herbart geboren, jener große Philosoph und Pädagoge, der den Lehrstuhl Immanuel Kants eingenommen und dessen Lehren gerade zu jener Zeit wieder größere Beachtung gefunden hatten. Es erschien Strackerjan als eine Pflicht der Dankbarkeit, die Kenntnis und das Andenken dieses großen Mannes und edlen Menschen durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt fest zu halten. Den siebziger Jahren war die heutige Denkmalswut noch vollkommen fremd, die in jeder beliebigen Stadt, ohne inneren Zusammenhang mit der zu ehrenden Persönlichkeit, einen geeigneten Ort für die Errichtung eines Denkmals sieht; ein solches Unternehmen mußte also früher viel tiefer gehende Bedeutung haben. Die Realschule war schon dadurch in eine gewisse Beziehung zu Herbart getreten, daß die Straße, welche durch den Bau der Schule erst eigentlich erschlossen wurde, und deren Hauptzierde sie noch heute bildet, durch Strackerjans Bemühungen den Namen Herbartstraße erhielt. Sein Streben richtete sich nunmehr darauf, daß



auf dem der Schule gegenüber liegenden Platz ein Denkmal Johann Friedrich Herbart's errichtet werde. Mit Energie ging er sogleich an dies Unternehmen heran, und es sollte eine der größten Befriedigungen seines Lebens werden, als nach jahrelanger mühevoller Tätigkeit am 4. Mai 1876, dem hundertjährigen Geburtstag Herbart's, das Denkmal enthüllt werden konnte.

Um für seine Bestrebungen Stimmung zu machen und zugleich dem Fonds für das Denkmal Geld zuzuführen, unternahm Strackerjan mit anderen Herren eine Reihe von Vorlesungen, von welchen die ersten drei sich ausschließlich mit Herbart beschäftigten. Strackerjan eröffnete dieselben mit einem Vortrag „Das Leben Joh. F. Herbart's,“ welcher zwar nicht auf selbständigen Untersuchungen beruhte, auf vielfachen Wunsch aber im Osterprogramm 1875 abgedruckt wurde.

Neben dieser vorbereitenden Tätigkeit war Strackerjan noch mit anderweitigen literarischen Arbeiten beschäftigt. Auf Veranlassung von Fachgenossen schrieb er den Aufsatz „Das Realschulwesen im Großherzogtum Oldenburg.“<sup>1)</sup> Das Osterprogramm der Vorschule und Realschule enthielt eine von Strackerjan im Januar 1874 in der Aula der Realschule gehaltene Vorlesung „Ist die Eiche oder die Linde der Baum des deutschen Volkes,“<sup>2)</sup> und diese Abhandlung gibt ein besonders treues Bild seiner Denk- und Sinnesweise, wie es sich vor allem in der Einleitung ausspricht.

Nachdem das Jahr 1871 die Einigung der deutschen Stämme gebracht hatte, nachdem damit erfüllt worden, was auch Strackerjan's Jugendhoffnung gebildet, und wofür er, soweit dies der Einzelne vermag, in späteren Jahren gestrebt hatte, da erschien es ihm als eine heilige Pflicht der Schule, die patriotischen Gesinnungen, die der große Krieg entflammt hatte, weiter zu pflegen. Zugleich aber deckte er gewisse Schäden der Zeit auf, die als üble Folgen der Gründerjahre sogar bis in die Schulen hinein fühlbar geworden

---

<sup>1)</sup> Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands, Leipzig, Sigismund und Böllking, 1872. — In diesem Aufsatz ist manches enthalten, was in den Akten nicht zu finden ist, und was deshalb für eine Geschichte des Oldenburger Schulwesens noch einmal zu gebrauchen sein dürfte.

<sup>2)</sup> Vergl. die nachfolgenden Aufsätze.



waren. In einer Ergänzung des Aufsatzes „Schule und Haus“ vom Jahre 1865<sup>1)</sup> warnte er die Eltern aufs eindringlichste, ihre Kinder vom vorzeitigen Wirtshausbesuch abzuhalten, welchem damals von einigen Wirten in unverantwortlicher Weise Vorschub geleistet wurde. Wie schon oft, wies er darauf hin, daß es für den Schüler ein großes Übel sei, wenn man ihm zuviel Geld in die Hand gebe, und daß aus verschiedenen Gründen auch auf die Mitschüler hierdurch ein höchst verderblicher Einfluß geübt würde.

Am 2. September 1873 hatte die Realschule in ihrer Aula eine Gedächtnisfeier veranstaltet zur Einweihung der marmornen Gedenktafel für ihre im Kriege gefallenen früheren Schüler. Das Programm dieser eindrucksvollen und dabei volkstümlich gehaltenen Feier wurde allen späteren Sedanfeiern zu Grunde gelegt und wurde nebst Strackerjans Rede auf mehrfachen Wunsch zum Sonderabdruck gebracht.<sup>2)</sup> Manche erinnern sich vielleicht noch des packenden Eindruckes, wenn der Choral „Nun danket alle Gott“ unter Begleitung der Bläser eine solche Feier einleitete, die immer von einem wahrhaft großen Zug getragen wurde. Immer kamen dann zwei Gedichte zum Vortrag, die so recht die Stimmung trafen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Schule und Haus, Osterprogramm 1875.

<sup>2)</sup> Oldenburg, Gerhard Stalling, 1873.

<sup>3)</sup> Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm,  
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm,  
Des Flammenstoßes Geleucht sacht an!  
Der Herr hat Großes An Euch getan!

u. s. w. u. s. w.

E. Geibel.

Ferne in der fremden Erde  
Ruhet Ihr bei Euerm Schwerte  
In des Todes sicherer Hut.  
Heil'ger Frieden  
Lohnt Euch Müden  
Nach des Tages heißer Glut.  
Feindesadler saht Ihr fallen,  
Hörtet Siegesdonner schallen:  
Deutschlands hohen Ostertag  
Saht Ihr winken  
Als im Sinken  
Euch der Tod das Auge brach.



Die Fähigkeit Strackerjans, durch das Programm derartige Feiern auf einen einheitlichen Ton zu stimmen, kam auch den Festtagen zu gute, die bei Gelegenheit der Enthüllung des Herbartdenkmals stattfanden. Aus allen Gegenden Deutschlands waren am 4. Mai 1876 hervorragende Männer herbeigeeilt, unter ihnen auch der Reichsgerichtspräsident Simson, deren Namen und geistige Bedeutung diese Tage für Oldenburg zu wahrhaft denkwürdigen machten.

Die Beziehungen, welche Strackerjan infolge der Herbarttage angeknüpft hatte, sollten ihm das letzte Jahrzehnt seines Lebens bereichern und verschönern. Engere Freundschaft verband ihn mit dem schon genannten Moritz Lazarus<sup>1)</sup>, durch dessen Festrede zur Herbartfeier Strackerjan mächtige Anregung empfangen hatte. Bei der Sedanfeier 1876<sup>2)</sup> knüpfte Strackerjan an diese Rede an, die mit den Worten an die Kinder Oldenburgs geschlossen hatte: „Vor Euren eigenen Augen wie vor meinen liegt Eure Zukunft in tiefer Verhüllung, aber damals, als Herbart hier noch als Kind, als Schüler lebte, hat auch weder er noch seine Eltern oder Lehrer ahnen können, daß einst ein Denkmal an dieser Stelle von ihm zeugen werde. . . . Denket daran, daß Euer Landsmann F. F. Herbart ein großer Lehrer und ein Segen der Menschheit gewesen, weil er uns alle gelehrt hat, wie wir, ein jeder in seinem Kreise, schaffensfreudig, mit Fleiß und Kraft, rein und frei und edel unser Leben gestalten; wie wir dem Vaterlande ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam sein sollen.“ Diese Schlußworte wurden von nun an jedem Programm der Vorschule und Realschule vorangesezt.

---

Ruht denn sanft! An Eurem Hügel  
Hält mit engelstarkem Flügel  
Das Gebet der Heimat Wacht.  
Treuen Mutes,  
Heil'gen Blutes  
Wird in Deutschland stets gedacht.

W. Hauff, der Schluß von Matthias Evers, jetzt Gymnasialdirektor in Barmen.

<sup>1)</sup> 1824—1903. Seit 1868 Professor zu Berlin. Hauptwerk: Das Leben der Seele. Herausgeber der „Zeitschrift für Völkerpsychologie.“

<sup>2)</sup> Schulrede vom 2. Sept. 1876. Osterprogramm d. B. u. R. 1877.



An jenem Tage wurde das von den Schülern angeschaffte Banner der Realschule enthüllt; es enthielt ebenfalls die Worte: „Dem Vaterland ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam“ — die damit der Wahlspruch der Realschule wurden.

Im Anschluß an die Feier der Denkmalsenthüllung stiftete der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter 1000 Mk., die ursprünglich für den Denkmalfonds bestimmt waren; da jedoch genügend Geld vorhanden, wurde es der Grundstock der „Herbartstiftung“, bestimmt zur Unterstützung tüchtiger und würdiger Schüler des Gymnasiums und der Realschule. Strackerjan hat diese Stiftung mit großer Liebe gepflegt und war bestrebt, ihr immer neue Zuwendungen zu verschaffen. Die Unterstützung wurde nie in barem Gelde gegeben, sondern für Schulbücher, Schulgeld usw. verwendet.

Im Jahre 1875 fand zum erstenmale in der Realschule ein Abend „Zur Feier deutscher Dichter“ statt. Die Anregung zu diesem neuen Unternehmen, das Strackerjans eigensten Gedanken entsprungen, war eigentlich eine negative gewesen. Ihm erschien es nicht berechtigt, daß die Schüler mit der Öffentlichkeit in Verbindung träten, wenn nicht derartige Veranstaltungen der Schule in engem Zusammenhange mit den Bestrebungen und Zielen der Schule selbst ständen. Im Gegensatz zu ähnlichen bisher üblichen Unterhaltungen erschien es Strackerjan notwendig, ein solches Hervortreten der Schule unter einen bestimmten Plan zu stellen und diesen Abenden ein einheitliches Programm zu Grunde zu legen. Für ihn hatte überhaupt jedes öffentliche Auftreten nur dann Berechtigung, wenn es im Dienst einer guten Sache geschah, und er erwartete auch von seinen Angehörigen, daß in künstlerischer sowohl wie in allen anderen Beziehungen die Person stets hinter der Sache zurücktrete. In der Musik z. B. berührte es ihn immer außerordentlich unangenehm, wenn die Zuhörer den ausübenden Künstler ausschließlich in den Vordergrund stellten und den Komponisten darüber vergaßen. Dieser Auffassung Strackerjans widerspricht es nicht, daß er bei seinen Schulreden häufig von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen ausging. Denn teils suchte er dadurch seinen Vortrag lebendiger zu gestalten, teils und vor allem aber hielt er sich gerade in späteren Jahren für berechtigt, die Ziele der Schule und die



Auffassungen, nach welchen sie geleitet werde, dem größeren Publikum hierdurch zum näheren Verständnis zu bringen.

Von 1877—89 wurden die Dichterabende für die Realschule zu einer stehenden Einrichtung. Sie fanden regelmäßig zweimal im Winterhalbjahr statt und brachten je nach der Bedeutung der Dichter deklamatorische und musikalische Vorträge, entweder eines einzelnen Dichters oder einer zusammengehörigen Gruppe. Vor allem hielt Strackerjan dabei im Auge, daß die zum Vortrag gelangenden Gedichte und Kompositionen durchaus den Fähigkeiten und dem Alter der einzelnen Schüler und Klassen entsprachen. Seit 1877 eröffnete Strackerjan, einer Anregung Reinhard Mosens folgend, jeden dieser Abende durch einen längeren oder kürzeren einführenden Vortrag, in welchem er die Dichter nach ihrer Bedeutung würdigte, auf ihre Verwandtschaften und auf ihre eigenen charakteristischen Merkmale hinwies. Diese Einleitungen wurden jeweilig in dem Osterprogramm der Schule abgedruckt<sup>1)</sup>, was auf einen Vorschlag aus dem Lehrerkollegium heraus erfolgte.

Durch den seit 1876 eingeführten Programmaustausch an den höheren Schulen wurde die Einrichtung der Dichterabende bald in immer weiteren Kreisen bekannt, und es wandten sich insolge dessen viele Schulmänner an Strackerjan, die sich seinen Rat erbaten, um ähnliche Veranstaltungen ins Leben zu rufen. Zu innerster Befriedigung gereichte es ihm aber, wenn er bemerken konnte, daß auch ältere Personen durch die Dichterabende Anregung gewonnen hatten, sich mit dem einen oder dem anderen Dichter näher zu beschäftigen. Nach außen hin zeigte sich die volle Wirkung dieses neuen Unternehmens, mit dem Strackerjan seiner Zeit voraus- eilte, erst in den Volksunterhaltungsabenden, die seit 1894 ins Leben gerufen, immer mehr an Ausbreitung und Bedeutung gewonnen haben.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vergl. die nachfolgenden Aufsätze.

<sup>2)</sup> Gerade in neuerer Zeit hat man sich nun auch Strackerjans als eines Urhebers wieder mehrfach erinnert. So schrieb die „Kölnische Zeitung“ (1898, 24. Okt.): „Was übrigens die Entstehung dieser Volksunterhaltungsabende anlangt, so dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß schon 1875 ein bedeutender Schulmann, von edlem Nationalgefühl getrieben, Karl Strackerjan,



Wie die Herbartſache, ſo hatten auch die Dichterabende für Strackerjan das Anknüpfen wertvoller Beziehungen im Gefolge, die ſeinem Leben freundlichen Reiz verleihen ſollten; zugleich brachten ſie ihm manche wohlthuende Anerkennung und manche kleine Freude. Strackerjans letzter Dichterabend im Jahre 1889 behandelte die öſterreichiſchen Dichter und brachte ihn in Beziehung zu Karl Gottfried v. Leitner, den Dichter ſo mancher Schubertlieder, welcher damals 89 Jahre alt, in Graz lebte. Leitner zeigte ſich hocherfreut über die ungewohnte Würdigung der öſterreichiſchen Dichter ſeitens eines norddeutſchen Schriftſtellers und ſandte für die Bibliothek der Oberrealschule drei poetiſche Publikationen, die den Schülern zeigen ſollten, „daß jenseits der Berge auch noch Leute,

Direktor der Oberrealschule zu Oldenburg, Dichterabende veranstaltet und mit großem Erfolg bis zu ſeinem Tode 1889 fortgeführt hat, an denen er dem Volke die beſten Schöpfungen unſerer Dichter mitzuteilen beſtrebt war. Nach ihm hat dann der verdienſtvolle Leiter des Schillertheaters in Berlin, Raphael Löwenfeld, in Verbindung mit dem Verein für Volksunterhaltung ſeit 1894 ähnliche Dichterabende eingeführt. — Im „Tag“ ſchrieb kürzlich Prof. Ad. Rothenbücher, indem er unter der Ueberschrift „Deutſche Volksunterhaltungsabende“ beginnt: Im Jahre 1875 hat K. Strackerjan, Direktor der Oberrealschule in Oldenburg, für ein größeres Publikum Dichterabende veranstaltet. Aus dieſen kleinen Anfängen iſt eine Bewegung entſtanden, welche ſich über ganz Deutſchland ausbreitet. Je größer der Ort, deſto vollendetere Leiſtungen kann man vorführen. Muſtergiltig ſind die Volksabende im Schillertheater, welche dort ſeit 1894 Raphael Löwenfeld arrangiert. — Auch Dr. Paul Luther, Pfarrer in Charlottenburg, erwähnt Strackerjan in ſeinem Buche „Deutſche Volksabende“ (S. 5). Luther folgt übrigens in der Veranſtaltung ſeiner Volksabende den Beſtrebungen Strackerjans, indem er alles Vorzutragende in einen geiſtigen Zusammenhang, oder unter eine Grundſtimmung zu bringen ſucht. Er ſagt in ſeinem Vorwort: „Unſer Volk hat ein ſehr feines Empfinden dafür, ob einer ihm in flüchtiger Stunde Zuſammengerafftes flüchtig wiedergibt, oder ob er ihm zu vermitteln ſucht, was ihm heiligſtes Heiligtum der Seele geworden iſt, geworden in vielen beſinnlichen Stunden. Nur was innerlich verarbeitet iſt, was in ſeinen tieſten Tönen und feinſten Zügen mit ganzer Seele verſtanden und erfaßt iſt, nur das ergreift auch eine andere Seele ganz, löſt in ihr gleiche Gefühle aus, führt ſie zu höherem Leben. — Volksunterhaltungsabende ſollen keine Stunden des Spiels und des Scherzes ſein, von denen man mit dem angenehmen Gefühl, ſich gut unterhalten zu haben, heimgeht, ſondern Stunden, in denen Menſchen, die ſich geheiligt haben für die Arbeit am Volke, ſein und leiſe an dieſem Volke arbeiten.“



und zwar echt deutsche, wohnen.“ Bei Strackerjans Denkweise gereichte gerade ihm solche Äußerung deutscher Gesinnung in Österreich zu hoher Freude, der er in einem kleinen Aufsatz über R. G. v. Leitner auch Ausdruck gab.<sup>1)</sup>

Mußte die Veranstaltung der Dichterabende Strackerjan auf immer erneutes Studium der Dichter hinlenken, in deren Eigenart er sich liebevoll versenkte, so erlangte er dadurch auch nach außen hin immer mehr Autorität auf diesem Gebiet, und es fehlte nicht an Anträgen für seine literarische Tätigkeit. Strackerjan lehnte jedoch alles ab, was „zu buchhändlerisch zugeschnitten war“; es war ihm nicht gegeben, an einer Sache zu arbeiten, bei der das Geschäftliche mit im Vordergrund stand, und wenn ihm infolgedessen manche Geldvorteile entgangen sein mögen, so konnte er sich anderseits grade dadurch die reine Freude an seiner Tätigkeit bewahren. Bis in die letzten Jahre hinein beschäftigten ihn die mannichfachsten Interessen und oft drückten ihm die eigenen Erlebnisse die Feder in die Hand. Großen Genuß gewährten ihm verschiedene Reisen nach Norwegen und Schweden; durch engste Familienbeziehungen blieb er in stetem Zusammenhang mit Mitteldeutschland und Thüringen, und seine Vorliebe für diese Gegenden, die ihm mit dem Zauber der Jugenderinnerung verknüpft waren, und für alle sonstigen sehenswerten Stätten unseres deutschen Vaterlandes blieb ihm bis ans Lebensende treu, auch nachdem er im hohen Norden und in der Schweiz viel großartigere Landschaften kennen gelernt hatte. Nach Italien, dem ersehnten Reiseziel so vieler Deutschen zog es ihn nicht. Seiner Art, als echten Niedersachsen, sagte die herbe Schönheit des Nordens mehr zu, als die verweichlichende Luft des Südens.

Im Jahre 1881 beteiligte sich Strackerjan an der sogenannten Wisbyfahrt, einem Unternehmen, das hauptsächlich von Vertretern der Hansestädte ausgegangen war, um den einstigen Mittelpunkt des Ostseehandels, die alte Hansestadt Wisby auf Gotland kennen zu lernen. Diese Fahrt bot durch die historischen Erinnerungen, durch den Einblick in schwedisches Volksleben und

---

<sup>1)</sup> Ein Gruß aus Steiermark. „Olb. Zt.“ 1889, Nr. 105, 106.



nicht zuletzt durch das enge Zusammenleben der Teilnehmer auf dem Dampfer „Heimdall“ eine ungemein reiche Ausbeute an fesselnden Erinnerungen. Strackerjan schilderte die Erlebnisse dieser Reise in einer in der Realschule gehaltenen Vorlesung, und in den „Nachrichten für Stadt und Land“ machte er auf Wunsch dieser Zeitung hierüber noch weitere Mitteilungen in „Drei Tage auf Gotland“<sup>1)</sup>.

Als sonstige Früchte seiner Reisen schrieb er nach einer Parsivalvorstellung in Bayreuth „Rückblick auf die Parsivalvorstellungen“ und „Der Festsaal im Rathause zu Erfurt“. Strackerjans Beobachtungs- und Aufnahmefähigkeit, die ihn von jeder Reise, von jedem kleinen Ausfluge mit einer Fülle von Anregungen heimkehren ließ, war ganz erstaunlich. Und wer wie bei ihm gesehen hat, in welchem Maße diese Gabe ein Menschenleben zu bereichern vermag, der muß eine Hauptaufgabe der Erziehung darin erblicken, sie bei Kindern so viel wie möglich zu entwickeln.

Im März 1881 erlitt Strackerjans Leben durch den Tod seines ihm geistesverwandten Bruders Ludwig einen schweren Verlust. Mit ihm starb einer der edelsten Menschen, ein Charakter von unbestechlicher Lauterkeit, dessen Sinn stets auf ideale Bestrebungen gerichtet war; sein kühles, von jeder Überschwänglichkeit freies Urteil befähigte ihn daneben in besonderem Maße für die Tätigkeit im öffentlichen Leben. Moritz Lazarus hatte seinerzeit von Ludwig Strackerjans Persönlichkeit einen tiefen Eindruck gewonnen, und nach dessen Tode äußerte er gegenüber Strackerjan: „Ich stelle mich nicht gerne zu denen, welche die Vergangenheit preisen, die Hoffnung auf die Zukunft vermindern. Aber ich fürchte doch, daß unsere Zeitläufte uns keine solchen Männer erziehen, als die burschenschaftlichen Ideale gezeitigt hatten. Welch' eine kernige Eigenart des Charakters, Welch' ein fest umschlossener, in seinen Grenzen aber doch so vielseitiger Gesichtskreis mit vielseitigen Interessen! Grade daß sie alle den heimischen Boden umspielen, das macht sie so naturwüchsig und wertvoll.“ Es schien, als ob die Worte Lazarus sich schon nach Kurzem in Beziehung auf Strackerjan selber be-

---

<sup>1)</sup> 1881. Nr. 99—104.



wahrheiten sollten, als ob jene dem Materiellen mehr zugeneigte Zeit neue Menschen hervorgebracht hätte. Als Ende der achtziger Jahre die Politik so hochgehende Wogen schlug, da verstand der alte Burschenschafter, der sonst so jugendlich mit fortzuschreiten vermochte, seine Zeit nicht mehr. Strackerjan litt unter den heftigen neuen Strömungen, die ganz im Tageskampf aufgehend, die Werte der Vergangenheit unterschätzten und die Geschichte als Lehrmeisterin bei Seite ließen.

Zu einem wichtigen Merktage, der Geist und Gemüt gleich anregte, wurde Strackerjan der 400jährige Geburtstag Martin Luthers am 10. November 1883. Nicht allzuvielen Personen mag das Wesen des Reformators wie ihm so zum innersten Verständnis gedrungen sein. Sah er doch in Luthers Persönlichkeit deutsches Volkstum in seiner reinsten und vollkommensten Verkörperung und bewunderte er in Luther nicht nur den kühnen Kämpfer gegen die Verunstaltungen der christlichen Lehre, sondern auch den großen Bahnbrecher der deutschen Sprache, der in seiner Bibelübersetzung den Deutschen zum ersten Mal eine Schriftsprache darbot, der in der bewußten Absicht, dem Ober- wie dem Niederdeutschen verständlich zu sein, die damalige Kanzleisprache übernommen hatte. Strackerjans Begeisterung für den großen Reformator prägte sich den verschiedenen von der Realschule veranstalteten Feiern auf, die Luther als den Reformator auf religiösem, als Bahnbrecher auf sprachlichem Gebiet und als Menschen ins hellste Licht stellten und so den Schülern wenigstens einen Begriff von der Vielseitigkeit „des größten Deutschen“ geben mußten. Strackerjans Einleitung zum 15. Dichterabend, der sich nur mit Luther beschäftigte, behandelte „Luthers Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung“<sup>1)</sup>. Es konnte nicht fehlen, daß auch die verschiedenen Äußerungen zum Luthertage seitens bedeutender Prediger und Gelehrten auf Strackerjan lebhaft einwirkten; starken Widerhall fand bei ihm besonders die Rede von Professor Bender in Bonn<sup>2)</sup>, die in der Rheinprovinz ungeheures Aufsehen

<sup>1)</sup> Osterprogramm der Vorschule und Realschule 1884.

<sup>2)</sup> Reformation und Kirchentum, Bonn 1884.



und starken Widerspruch hervorrief. Strackerjan unterzog sie in der Oldenburgischen Zeitung einer eingehenden Besprechung.<sup>1)</sup>

Als Leiter einer großen Schule hatte Strackerjan sich seiner ganzen Anlage nach nicht damit begnügen können, nur die selbstverständlichen Aufgaben dieser Stellung zu erfüllen; vielmehr mußte seine ideale Auffassung ihn jene mannichfach erweitern lassen, um nach verschiedenen Richtungen hin tieferen Einfluß gewinnen zu können. Hieraus war aber vermehrte Arbeit erwachsen, sodaß er auf seinem Fachgebiet der Sprachforschung nur mehr zu gelegentlichen und kleineren Arbeiten gelangen konnte. 1879 schrieb er für die „Oldenburger Zeitung“ (Nr. 136) „Das Bürgerrecht in der Sprache“, worin er die Rechtschreibung der Fremdwörter behandelte, und dasselbe Blatt brachte 1884 (Nr. 88) einen kleinen Aufsatz „über unsere jetzige Armut in Vornamen“, zu welchem Strackerjan durch die Durchsicht der Schülerverzeichnisse im Schulprogramm angeregt worden war. 1885 erschien die Abhandlung „Der Mensch im Spiegel der Tierwelt“, eine germanistische Studie.<sup>2)</sup>

Nach so mannichfacher und eingehender Beschäftigung mit unserer Muttersprache nach ihrer Entwicklung und ihren Eigentümlichkeiten war diese für Strackerjan ein heiliges Gut geworden, deren Reinheit ihm eine Pflicht aller Gebildeten dünkte, und nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn sie durch läppische Modewörter oder platte und häßliche Ausdrücke verunziert wurde. In dieser Beziehung mußte er auf seine nähere und weitere Umgebung außerordentlichen Einfluß gewinnen, denn in seiner Nähe wagte sich in der Tat kein häßliches Wort hervor. Hier konnte er sogar manchmal kleinlich werden, was im übrigen zu seiner Natur in vollkommenem Widerspruch stand. Auch öffentlich bekämpfte Strackerjan einzelne falsche oder platte Wendungen. Als für die Bezeichnung Telephon ein deutsches Wort gefunden werden sollte, wandte Strackerjan sich gegen den „Fernsprecher“ und ging mit seinem Widerspruch sogar bis zum Generalpostmeister Stephan. Er begründete seinen Einspruch damit, daß der „Fernsprecher“

---

<sup>1)</sup> 1883, Nr. 282.

<sup>2)</sup> Osterprogramm 1885; vergl. die nachfolgenden Aufsätze.



etwas Selbsttätiges bedeutet, nämlich denjenigen, der den Apparat benutzt; er fand aber mit seinen andern Vorschlägen, schon wegen Stephans etwas selbstherrlicher Art, keinen Beifall. Auch mit der von ihm vorgeschlagenen Wiederherstellung der Schreibweise des Wortes Nordenham<sup>1)</sup> statt Nordendam<sup>2)</sup>, welches letztere der Bedeutung des Wortes nicht entspricht, hatte er kein Glück. Im Jahre 1886 schrieb er u. a. noch für die „Oldenburger Zeitung“ zwei längere und fortlaufende Beiträge: „Namen für Wege und Bäche“<sup>3)</sup> und „Kleine Beiträge zur Landeskunde“.<sup>4)</sup>

Besondere Anregung und Verständnis für seine Interessen fand Strackerjan im Verkehr mit seinem Freundeskreise, wo er allabendlich ein Stündchen zubrachte. Dieser Kreis setzte ihm nach seinem Tode in dankbarer Erinnerung an gemeinsam verlebte Stunden auf sein Grab einen schlichten Stein mit der Inschrift: „Dem Freunde“. Strackerjans Vorliebe für seine abendliche Runde war nicht ausschließlich in der Freundschaft zu dessen Mitgliedern begründet; ihm war es während seines ganzen Lebens Bedürfnis, mit den Angehörigen verschiedener Berufsstände zu verkehren, ja, er sah dies für den Schulmeister gradezu als eine Notwendigkeit an. Nach Strackerjans Meinung muß der Lehrer auf die eine oder die andere Weise und mehr noch als die anderen Stände außerhalb seines Berufes fremde Meinungen kennen lernen, da ihm innerhalb desselben hierfür weniger Gelegenheit geboten wird und er in seiner Schulklasse niemals Widerspruch erfährt. Leicht kann er hierdurch zur Überschätzung der eigenen Meinung und zum Gefühl der Unfehlbarkeit gelangen, was sich noch schärfer ausprägen muß, wenn Einseitigkeit des Verkehrs ihn in seinem engen Kreise verknöchern läßt. Diese Eigenschaften, die dem Lehrer in der Tat häufig anhaften, mögen mit dazu beigetragen haben, daß man ihm nach außen hin noch nicht immer diejenige Stellung gegeben hat, die ihm nach seiner verantwortungsvollen Aufgabe

<sup>1)</sup> 1888 Oldenburger Zeitung Nr. 106.

<sup>2)</sup> Hafen an der Wesermündung, der erst in neuerer Zeit an Bedeutung gewonnen hat.

<sup>3)</sup> Nr. 90, Nr. 98.

<sup>4)</sup> Nr. 167, 170, 172, 177, 183.





zukommen sollte. Liegt doch in seinen Händen ein großer Teil des Wohl und Wehe der zukünftigen Generation.

Zumal in Oldenburg, wo die Stellung der Lehrer früher eine sehr wenig erfreuliche gewesen, mag noch heute ein Rest jener Auffassung vorhanden sein; auch Strackerjan hat das bei äußeren Anlässen verschiedentlich erfahren müssen. Wie alle Menschen, die sich ihres eigenen Wertes bewußt sein dürfen, ließ seine groß angelegte Natur ihn jedoch über solche Erfahrungen rasch hinweggehen; wenn er von ihnen überhaupt Notiz nahm, geschah dies nur zum Besten des gesamten Lehrerstandes. Er selber hatte sich sein Leben zurecht gezimmert, wie Jakob Grimm, dem Strackerjan auch auf sprachlichem Gebiet so viel verdankte, es vom Lehrer verlangt: „Eines Schulmeisters Leben, wenn er genügsam sich bescheidet, nicht über seinen Stand hinausstrebt, könnte das glücklichste und friedlichste von der Welt sein. Immer frohe Gesichter um sich her, er waltet unbeschränkt, seine Kräfte sind nur mäßig angestrengt. Er muß mit seinem Loos zufrieden sein, sich nicht überheben und keinerlei Aufwand treiben.“

Grade die innere und äußere Einfachheit, die Strackerjan sich auch in einer Zeit bewahrte, wo die materiellen Güter in der allgemeinen Wertschätzung immer mehr in den Vordergrund traten, ließ ihn Zufriedenheit und Genußfähigkeit bis zuletzt bewahren. In den letzten Jahren gestaltete sich sein Leben allmählich einförmiger und ruhiger. Zu seiner Freude sah er die musikalischen Bestrebungen, die den Beginn seiner Laufbahn begleitet hatten, in seiner nächsten Umgebung durch seine Kinder fortgesetzt. Lange Jahre hatte Strackerjan einem germanistischen Kränzchen angehört, in dessen Mittelpunkt August Bübben gestanden und schwer mußte ihn im Jahre 1884 der Tod dieses ältesten und treuesten Freundes treffen, mit dem ihn gleiche Neigungen und gleiches Streben verbunden hatten. Den Liebhabereien seiner Familie folgend hatte Strackerjan eifriges Interesse für den Oldenburger Altertumsverein<sup>1)</sup> gezeigt, der unter seinem Vorsitzenden, Oberkammerherrn von Alten, eine erspriessliche Tätigkeit entfaltet und bei den Brüdern Strackerjan

---

<sup>1)</sup> Gegründet Ende der 60er Jahre.



von Anfang an eine feste Stütze gefunden hatte. Einen Glanz- und Höhepunkt in Strackerjans Leben bildete die Feier seiner silbernen Hochzeit im Jahre 1884. Auf der Höhe seiner Kraft, wie ein mächtiger Baum ragend im Kreise seiner großen Familie,<sup>1)</sup> deren Mitglieder sich alle um ihn und seine Gattin geschart hatten, wurde das Fest für ihn und die Seinen zu einem wahren Freudenfest, zumal er alle seine Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, in geordneten Lebensverhältnissen wußte.

Blicken wir von hier aus nochmals im Zusammenhang auf das zurück, was in den letzten 20 Jahren für Strackerjan der Inhalt seines Hauptstrebens war — die Entwicklung seiner Schule, deren Schicksal während seiner ganzen Direktorialzeit ein schwankendes und ungewisses geblieben. Es bedurfte wahrlich festen Glaubens an die Richtigkeit der Sache, die er vertrat, um in dieser langen Zeit der Ungewißheit und des Tastens seitens der leitenden Behörden nicht den Mut und die Hoffnung auf eine gesunde Entwicklung der Realschulen zu verlieren. Strackerjan konnte nur unter ähnlichen Erwägungen gedeihlich weiterwirken, wie sie Gallenkamp,<sup>2)</sup> einer der ersten Vorkämpfer auf dem Gebiet des Realschulwesens, noch 1889 ihm gegenüber äußerte: „Augenblicklich leiden die Schulen unter schwerer Ungunst — wir wollen aber den Mut nicht sinken lassen und uns trösten, daß, wenn wir den Sieg der guten Sache nicht sehen, dies doch unseren Nachfolgern zu teil wird.“ Es ist einer jener tragischen Zufälle des Lebens, daß erst kurz nach Strackerjans Tode, im Dezember 1890, diejenigen Berechtigungen der Oberrealschule (zunächst in Preußen und dann in Oldenburg) wieder hergestellt wurden, deren Entziehung für sie den härtesten Schlag bedeutet und sie auf eine gänzlich unsichere Grundlage gestellt hatte. Am Anfang seiner Direktortätigkeit waren, wie schon erwähnt, der höheren Bürgerschule Schwierigkeiten in dem Anschluß an die preußische Organisation erwachsen, und Strackerjan hatte damals die Umwandlung der Schule in eine Realschule I. Ordnung mit Latein beantragt, was aber nicht bewilligt wurde. Infolge ihres nur siebenjährigen Kurses war sie dann in der

<sup>1)</sup> Vergl. den Nekrolog von R. Mojen, „Oldenb. Zeitung“ 1889, Nr. 270.

<sup>2)</sup> Direktor der Friedrichswerderschen Oberrealschule zu Berlin.



Hauptsache zu einer Vorbereitungsanstalt für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst herabgesunken. Bisher hatte sie es als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen, ihre Schüler für die technischen Hochschulen reif zu machen, ein Ziel, welches auf die Einrichtung und Behandlung des Unterrichts für die ganze Anstalt fördernd wirken mußte. Im Hinblick hierauf befürwortete Strackerjan 1879 in einem Gutachten die Umwandlung der Realschule in eine lateinlose Realschule I. Ordnung mit neunjährigem Kursus, welcher durch die neueste preußische Gesetzgebung die Berechtigung für den höheren Staatsdienst im Bau- und Maschinenfach zuerkannt war. Strackerjan war 1879—81 zum zweitenmale mit der Vertretung Oldenburgs in der Reichsschulkommission beauftragt worden. Innerhalb jener Behörde hatte er Gelegenheit, die Erfahrungen auf dem Gebiet des Schulwesens an der Quelle kennen zu lernen und diese für Oldenburg nutzbar zu machen, wo sich das Bedürfnis nach einer lateinlosen Realschule mehr und mehr geltend gemacht hatte. Die von Strackerjan vorgeschlagene Erweiterung wurde durch Beschluß des Stadtrats und Magistrats dann auch bewilligt, und endlich schien damit eine ruhige Fortentwicklung seiner Schule gesichert zu sein. Am 31. März 1882 und am 27. Mai 1882 erschienen die Erlasse des preußischen Kultusministeriums über die Lehrpläne und über die Ordnung der Entlassungsprüfungen an den höheren Schulen. In Preußen war damals die besondere Kategorie der Oberrealschulen geschaffen, deren allgemein bindender Lehrplan auch für die Oldenburger Realschule maßgebend werden mußte. Am 12. März 1883 fand nun zum erstenmale in der Realschule eine Entlassungsprüfung statt, wodurch die Erweiterung der Anstalt ihren tatsächlichen Abschluß fand, ein Ergebnis, das Strackerjan nach allem, was vorhergegangen, mit innerster Genugtuung erfüllte. 1885 war die Entwicklung der Anstalt innerhalb der Klassenordnung so weit in die Erscheinung getreten, daß die Schule die Bezeichnung „Oberrealschule“ annehmen konnte. Kaum aber hatten die Vorteile der neuen Einrichtung zur Geltung kommen können, als durch den Erlaß des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 6. Juli 1886 die Oberrealschulfrage wiederum zu einer brennenden wurde: die Agitation der Staatsarchitekten hatte durchgesetzt, daß



derselbe Minister,<sup>1)</sup> welcher den Oberrealschulen die Berechtigung für den Staatsdienst im Bau- und Maschinenfach gewährt, diese Berechtigung den Anstalten nach wenigen Jahren wieder entzog. Selbstverständlich blieb auch für die Oldenburger Anstalt die üble Wirkung dieser Verfügung nicht aus. In der ersten Aufregung schien sogar die Fortdauer der Oberrealschule bedroht, indem die einen eine Umwandlung in ein Realgymnasium, die anderen eine Abkürzung des neunjährigen Kursus um zwei Jahre für notwendig hielten. In dieser Zeit der Verwirrung mußte Strackerjan häufige Angriffe der Oberrealschulgegner zurückschlagen,<sup>2)</sup> und im Verein mit Gallenkamp und Holzmüller in Hagen u. s. w. trug sein damaliges Bemühen dazu bei, die Oberrealschulfrage zu klären, und dieser Gattung Schulen innerhalb des höheren Schulwesens die ihnen zukommende Geltung zu verschaffen.<sup>3)</sup>

Vielleicht hatten diese immerwährenden Kämpfe dazu beigetragen, Strackerjans Gesundheit, die bis dahin unerschütterlich schien, zu untergraben. Auf einer Sommerreise nach Böhmen und Thüringen im Jahre 1887 überfiel ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein heftiger Anfall von Herzschwäche. Nach Oldenburg zurückgekehrt mußte er längere Zeit Urlaub nehmen, den er in Rastede bei seinen Schwägerinnen Lantow zubrachte. Hob er sich auch nicht wieder zu voller Kraft, so konnte er doch nach einiger Zeit seine Berufstätigkeit wieder aufnehmen; ihm sollte damit ein Ende seiner Laufbahn zu teil werden, wie es dem Fürsten Bismarck

---

<sup>1)</sup> Maybach.

<sup>2)</sup> „Die Oberrealschule, ihre Gegner und ihre Freunde“ („Old. Ztg.“ 1886, Nr. 202 u. 203). „Zur Oldenburger Realschulfrage“ („Old. Ztg.“ 1886, 27. Okt.). „Zur Oberrealschulfrage“ („Kieler Ztg.“ 1886, 18. Dez., Nr. 11597, 2. Blatt).

<sup>3)</sup> Im Jahre 1890 trat eine entscheidende Wendung in der Berechtigungsfrage zu Gunsten der Oberrealschule ein, eine zweite im Jahre 1900. Gegenwärtig berechtigen die Reisezeugnisse der Oberrealschule zum Studium auf den technischen Hochschulen, zum höheren Post- und Forstfach, ferner zum Studium der verschiedenen Fächer der philosophischen Fakultät, und — wenn in einem Nachexamen die Kenntnisse eines Realgymnasialabiturienten im Lateinischen nachgewiesen werden — auch zum Studium der Medizin. In Preußen sind Oberrealschulabiturienten auch zum juristischen Studium zugelassen.



als das Erstrebenswerteste vorgeschwebt hatte, „ein gutes Pferd stirbt in den Seelen.“

Bis zum Ausbruch seiner Krankheit hatte Strackerjan keine körperliche Schonung gekannt; doppelt schwer mußte nun der Druck der Krankheit auf ihm lasten. Andererseits aber wurde gerade in den letzten Jahren seine treue Lebensarbeit belohnt durch die Anhänglichkeit von Lehrern, früheren Hausgenossen und Schülern, die seinem Herzen wahrhaft wohl tat. So hatte es ihn herzlich erfreut, als der jetzt so bekannt gewordene Maler oldenburgischer Motive, Bernhard Winter, beim Abgang von der Schule für seine frühere Klasse das Bild Strackerjans stiftete, das er nach einer kleinen Photographie in Kreide gezeichnet hatte. Das Bild ging in den Besitz der Familie über und ist ihr heute ein wertvolles Besitztum geworden. Für Strackerjans Empfinden war die Widmung, die der jugendliche Maler dem Bilde auf die Rückseite geschrieben, ein wertvolles Zeugnis — sah er doch, daß auch seine Schüler sein Leben und Streben richtig erkannt hatten:

Immer dütsch strewt,  
Immer dütsch lewt,  
Immer dütsch dahn,  
Lad't wieder so gahn.

Strackerjan war ein milder Erzieher gewesen, der vor allem durch sein Beispiel zu wirken suchte, und der kleinlichen Maßregeln im ganzen abhold war. Um so mehr wirkte von ihm ein einfaches Wort oder ein Verbot. Nur selten geriet er in Zorn. Und wenn er vielleicht nicht immer den Lehrern und Schülern gegenüber seine Autorität so scharf betonte, wie es manchen wünschenswert oder notwendig erscheinen mochte, so lag doch andererseits gerade in seiner auf gegenseitiges Vertrauen begründeten Mitarbeit der Grund seines tiefer gehenden Einflusses.

Wie in der Schule, so wirkte Strackerjan auch im Kreise seiner Familie, wo er als echter Hausvater der Familientafel präsiidierte, das Gespräch lenkend und immer allgemeine Gesichtspunkte heranziehend. Klatsch und üble Nachrede wagten sich niemals in seine Nähe. Ein hohes Maß von Herzenstakt und Gerechtigkeitsgefühl befähigte ihn besonders für den Direktorposten,



und im kollegialischen Verkehr mit seinen Lehrern hat er ihnen die Freude am Berufe nie getrübt, sondern allen für ihre Entwicklung freien Spielraum gelassen.<sup>1)</sup> Sein wahrhaft humaner Sinn ließ ihn die Interessen seines Kollegiums, wo es not tat, überall vertreten.

Gegen das Ende seines Lebens wurde die Erinnerung an die Jugend, an die Burschenzeit bei Strackerjan wieder lebendiger. Man hatte den Burschenschaften schon häufig alle Daseinsberechtigung abzuspochen gesucht, da ihre realen Ziele auf politischem Gebiet erreicht seien. Strackerjan aber erschienen gerade in jenen Jahren die Burschenschaften mit den alten, echten Zielen, als ein dem deutschen Volke „notwendiges Ferment“, das berufen sei, durch Einfachheit und strenge Selbstzucht dem immer mehr sich vordrängenden Materialismus und Strebertum einen Damm gegenüber zu stellen. Doppelt wachte bei Strackerjan die Erinnerung an die alten Freunde auf, und es ist, als hätte er denen, die gleich ihm noch am Leben waren, vor seinem Tode aus der Ferne noch einmal zuwinken müssen. Mit F. Hofmann und einigen anderen, von denen er Jahre lang nichts mehr gehört, wechselte er Lebenszeichen und er veröffentlichte damals einen an ihn gerichteten Brief Ludwig Häußers aus dem Jahre 1842<sup>2)</sup>.

Ein Jahr vor seinem Tode traf Strackerjan der schwere Schlag, eine geliebte Tochter durch den Tod zu verlieren und bald bereitete auch er selbst sich in Gedanken auf seinen letzten Weg vor. Öfter schon hatte er Freunden gegenüber geäußert, daß er die Siebenzig nicht überschreiten würde. Dem letzten Lebensjahre wurde noch ein verklärer Schimmer zuteil durch zwei Feiern: das 25jährige Direktorjubiläum und der 70. Geburtstag, die ihm viele Freundschaftsbeweise brachten. Im Oktober erkrankte Strackerjan an einer akuten Lungenentzündung; es war das letzte und nach mehrwöchiger Krankheit entschlief er sanft und friedlich am 19. November 1889.

Mit ihm ging ein Mensch dahin, dem es vergönnt war, sich voll auszuleben, ein harmonischer Charakter, der, was er wollte, auch vollbrachte und der stets wollte, was er mußte. Was in ihm

<sup>1)</sup> Vergl. den Nekrolog von Reinhard Mosen („Olb. Ztg.“ 1889, Nr. 270).

<sup>2)</sup> Weserzeitung 1888 Nr. 14875.



war, hat er zur Entwicklung zu bringen gesucht; er hat sich ausgelebt, aber nicht im modernen Sinne für sich allein, sondern im Dienste anderer und der Allgemeinheit, worin er sich immer neue Aufgaben stellte. Seine Treue und Hingebung im Beruf bewahrte ihm zugleich die reine Freude an den persönlichen Genüssen, an denen sein Leben so reich war. Die Pflege des Deutschtums war ihm eine heilige Aufgabe, muß doch diejenige Nation das Größte leisten und schaffen, deren besondere Gaben und Fähigkeiten aufs Höchste entwickelt sind, wie auch der einzelne Mensch verpflichtet ist, sein ihm verliehenes Pfund auszunützen. Die Fähigkeit der Deutschen, Fremdes zu verstehen und sich zu eigen zu machen, die bei ihnen so oft zu charakterloser Nachahmung geführt hat, sie wird erst dann eine wohlthätige sein, wenn der Deutsche in sich selbst gefestigt dasteht. Dies zu erreichen erschien Strackerjan als die vornehmste Aufgabe der Erziehung, der Schule, und das Werkzeug hierfür war ihm die deutsche Sprache, dieser größte Schatz des deutschen Volkes, der seine einzelnen Stämme zusammenbindet. Und es ist vielleicht kein Zufall, daß Strackerjan seinen Schulprogrammen, die je später je mehr der Ausdruck seiner eigenen Gesinnung wurden, auch das Wort Martin Luthers, des großen Begründers der einigenden deutschen Sprache als Motto gegeben hat: „Es ist eine ernste und große Sache, da Christo und aller Welt viel an liegt, daß wir dem jungen Volke helfen und raten, damit ist denn auch uns allen geraten und geholfen.“





II.  
Die jeberländischen Personennamen  
mit Berücksichtigung der Ortsnamen.

(1864.)

